



06/August 05

Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

Themenschwerpunkt: Ökonomisierung der Seelsorge



INHALT 06/ August 05

Editorial

02 *Simone Bell-D'Avis*

Themenschwerpunkt: Ökonomisierung der Seelsorge

03 **Plädoyer für eine verschwenderische Seelsorge**

Sabine Schäper

10 **Pastoral und Ökonomie – ein ungleiches Paar**

Ursula Wollasch

15 **Soziale Sicherheit – ein vergessenes Menschenrecht**

Andreas Lob-Hüdepohl

17 **Auf die Bedürfnisse der Menschen hören!**

Gespräch mit Wolfgang Schwarzer
Andreas Bergheim

Sonderteil – Weltjugendtag 2005

19 **Den Weltjugendtag auf Verschiedenheiten einstellen**

Heiner Koch

20 **Die gehörlose Jugend der Welt trifft sich beim XX. Weltjugendtag**

Ralf Schmitz

22 **A Different Insight – Erlebnisse im Dunkeln**

Aleksander Pavkovic

23 **Auf dem Weltjugendtag *Sternstunden* erleben**

Geraldine Pucken

Aus der Gesellschaft

24 **Eltern behinderter Kinder auf dem Jakobspilgerweg**

Paul Zenner

26 **„Ich bin schön“ – eine vielschichtige Ausstellung in Wiesbaden**

Jochen Straub

27 **Den „Tag der Begegnung“ feierten 20.000**

Ein Zeichen für Toleranz, Integration und ein fröhliches Miteinander
Achim Hermes

32 **Das letzte Wort hat...**

Rainer Schmidt

28 **Leserbrief**

28 **Termine**

29 **Buchbesprechungen**

31 **Impressum**



Liebe Leserin, lieber Leser,

die Kirchen sind in der Risikogesellschaft angekommen; Sparprogramme gehen mit Personalabbau und der Konzentration auf das Kerngeschäft einher. Der Schock darüber sitzt tief. Die Verunsicherung trifft auch die Behindertenseelsorge: Ist sie Kerngeschäft oder Akzidenz? Gehört sie in die Gemeindepastoral oder die kategoriale Seelsorge? Braucht sie Spezialisten oder Generalisten? Wie viel darf sie kosten?

Die vorliegende Ausgabe von „Behinderung und Pastoral“ nähert sich im Thementeil unter der Überschrift „Ökonomie und Seelsorge“ den gestellten Herausforderungen in einer übergreifenden Sichtweise: Welches Gottes-, welches Menschen-, welches Weltbild setzt sich bei der Neuorientierung auf die ökonomische Basis auch kirchlichen Handelns durch?

Schnell wurde während der Arbeit am vorliegenden Heft deutlich, dass die Veränderung der ökonomischen Grundlagen die Pastoral in so grundsätzlicher Weise herausfordert, dass auch in folgenden Heften unserer Zeitschrift nicht darauf verzichtet werden kann, das jeweilige Schwerpunktthema hinsichtlich seiner ökonomischen Verflechtungen zu beleuchten.

Sensibel kommentieren die Fotos, die den Thementeil durchziehen den Zusammenhang zwischen „Ökonomie und Seelsorge“. Sie sind auf einem Kreuzweg aus dem 17. Jahrhundert entstanden, auf den sich acht psychiatrienerfahrene Menschen begeben haben. Die Titelbilder des Heftes wiederum zeigen gottesdienstliche Begegnungen von Blinden und Sehenden Menschen. In allen wird deutlich: Seelsorge geschieht dort, wo Menschen sich im Angesicht Gottes aneinander verschwenden.

Der XX. Weltjugendtag wird oft in einem Atemzug mit Verschwendung genannt – seltener als mit Barrierefreiheit. Meistens wird dann Barrierefreiheit noch als zusätzlicher Kostenfaktor beklagt. Dabei wird unterschlagen, welchen Preis Barrieren haben: sie gehen auf Kosten von Selbstbestimmung und Teilhabe. Im Vorfeld des XX. Weltjugendtags und als Vorschau auf das nächste Heft finden sich in dieser Ausgabe Artikel über die barrierefreie Gestaltung des XX. Weltjugendtags.

Neu ist „das letzte Wort“ in jedem Heft von Behinderung und Pastoral. In dieser Ausgabe hat es Pfarrer Rainer Schmidt.

Das letzte Wort über Leben und Tod hat Gott selbst. Seine Barmherzigkeit muss Ausgangspunkt und Zielperspektive aller pastoralen Umstrukturierungen sein.

Einen erholsamen Sommer wünscht Ihnen

Ihre

A handwritten signature in cursive script that reads "Simone Bell-D'Avis". The ink is dark and the handwriting is fluid and personal.

Dr. Simone Bell-D'Avis

THEMENSCHWERPUNKT: ÖKONOMISIERUNG DER SEELSORGE

Plädoyer für eine verschwenderische Seelsorge

Sabine Schäper*

Die Vermarktung des Lebens wird allerorten beklagt - Politiker lassen sich gar zu kapitalismuskritischen Äußerungen verleiten. Den global agierenden Konzernen wird vorgeworfen, sich aus der gesellschaftlichen Verantwortung zu stehlen. Die Invasion des Marktes in das Alltagsleben wird beklagt - zugleich wird Wachstum als Heilmittel gegen alles Übel beschworen, obwohl seine Grenzen längst überschritten sind. Und die Mahnungen gegen den drohenden (oder schon vollzogenen) Niedergang des (Wirtschafts-) Standorts Deutschland wollen nicht enden.

Die Sozialpolitik reagiert auf die Finanznöte der öffentlichen Kassen mit Appellen an die Effizienz und Effektivität sozialer Dienstleistungen und führt outputorientierte Steuerungsinstrumente ein. In neuen Sozialstaatskonzepten tritt neben das „Fördern“ immer deutlicher das „Fordern“ als unabdingbare flankierende Maßnahme, um die ‚Faulpelze‘ und ‚Nichtsnutze‘ dieser Gesellschaft, die den anderen auf der Tasche liegen, aus der ‚sozialen Hängematte‘ zu zwingen. Deutlich wird die Haltung zur Sozialstaatlichkeit auch in der Sprache: Die Zeiten, in denen euphemistisch noch vom „Umbau des Sozialstaates“ die Rede war, sind vorbei. Inzwischen wird der *Abbau* unverblümt beim Namen genannt, den man nicht länger „skandalisieren“¹ dürfe, weil wir uns Sozialausgaben, die schneller steigen als das Wirtschaftswachstum, „nicht mehr leisten“ könnten.

Keine gute Stimmung für Menschen, die behindert sind. Je schwerer die Behinderung umso mehr sind sie auf ‚Fördern‘ angewiesen und umso weniger durch ‚Fordern‘ zu einer ‚Eigenleistung‘ in der Lage. Die ehemals solidarische Fürsorge der Gesellschaft für Bedürftige wird endgültig zum Tauschgeschäft: „Gefördert“ wird nur, wenn und solange eine Gegenleistung erfolgt. Menschen, die Förderung brauchen, obwohl das „Fordern“ bei ihnen nicht ‚ziel führend‘ sein wird, stehen auf der Verliererseite.

Auch in der Kirche ist die Ökonomisierung angekommen - als Übernahme von Steuerungsinstrumenten und -konzepten aus der Managementlehre, in Gestalt von Unternehmensberatungsprozessen mit den renommiertesten Beratungsfirmen des Landes, in Form von Leitbild- und Qualitätsdebatten in Kirchengemeinden, Kindertageseinrichtungen und Altenheimen. Bistümer legen umfassende Sparprogramme für ihre Haushalte auf, die Ausbildung von Laientheologinnen und -theologen wird mancherorts

als zu kostspielig bereits eingestellt, wahrscheinlich erstmals in der Geschichte der Kirche bange pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um ihren Arbeitsplatz. Auch die Fusionen von Pfarrgemeinden sind - neben dem Priestermangel - der verzweifelten Suche nach Effizienzreserven geschuldet. Von Pfarrgemeinden getragene Kindertagesstätten werden geschlossen oder zusammengelegt, Altenheime werden als Wirtschaftsfaktor wahrgenommen, nicht mehr als Beitrag christlicher Gemeinden zur Sorge um die ältere Generation. Das Gesundheitswesen ist global schon längst zu einem attraktiven Geschäftsfeld geworden, das um kaufkräftige Kundschaft ebenso buhlt wie um die Gunst der Krankenkassen, etwa wenn es um Bettenzahlen und Qualitätsstandards in katholischen Krankenhäusern geht.

In der pastoraltheologischen Debatte um die Ökonomisierung gibt es die wiederkehrenden Pole: Die einen empfehlen ebenso unbedingt die Übernahme ökonomisch orientierter Steuerungsinstrumente als notwendiger Modernisierungsstrategie für Kirche und Caritas, wie die anderen sie verteufeln. In dieser Debatte muss sich auch die Pastoral für Menschen mit Behinderungen positionieren. Dazu ist zunächst eine differenzierte Betrachtungsweise dringend erforderlich. Diese kann hier nur begrenzt, im Sinne einiger Impulse zum Weiterdenken und Weiterdiskutieren, geleistet werden.

1. Ökonomisierung:

Der Durchmarsch des Marktes in die Lebenswelt

Von Ökonomisierung ist nicht erst seit der Jahrtausendwende die Rede: Spätestens Mitte der 1990er Jahre findet der Begriff als Chiffre für die zunehmend einseitige Orientierung an Maßstäben wirtschaftlicher Effizienz, von der kaum ein Bereich gesellschaftlichen Lebens ausgespart bleibt, Eingang in den Alltagssprachgebrauch wie in wissenschaftliche Diskurse.

Ökonomisierung kann als eine - nicht nur in Kauf genommene, sondern gewollte - Auswirkung neoliberaler Politik verstanden werden, wie sie die Politik zunehmend auch sozialdemokratischer Provenienz prägt. Mit Bezug auf Jürgen Habermas lässt sich Ökonomisierung als Prozess der zunehmenden „Kolonialisierung der Lebenswelt“ durch das „System“ verstehen², wobei auf der Seite des „Systems“ die Sphäre des Marktes zunehmend an Einfluss

gewinnt und die Politik dominiert. Die Handlungslogik des selbst bereits marktdominierten „Systems“ greift auf die „Lebenswelt“ über, beeinflusst „Wissensstrukturen und Deutungsmuster der Handelnden“³. Der Begriff *Ökonomik* steht für die Dominanz der Ökonomie über andere gesellschaftlichen Bereiche durch die *Ökonomie*, die Vivianne Forrester (1997)⁴ als „Terror der Ökonomie“ bezeichnet hat. Der (deregulierte) Markt müsse daher (wieder) deutlicher politisch reguliert werden – so die Empfehlung dieser Variante der Neoliberalismuskritik.

In der Organisationssoziologie wird der Prozess der Angleichung an Strukturen, Steuerungsinstrumente und Handlungsmuster eines organisationalen Feldes, hier: des Marktes als *institutionelle Isomorphie* beschrieben. Der Prozess der Assimilation setzt – so die Theorie – unreflektiert und in gewisser Weise automatisch ein, sobald man auch nur einen ‚Fuß in die Tür‘ des Wettbewerbs setzt und in einem Feld agiert, in dem auch rein marktorientierte Anbieter sich tummeln. Isomorphismus funktioniert durch Zwang in Form des Drucks, den die anderen Organisationen in dem Feld ausüben, durch „mimetische Prozesse“, d.h. die Imitation insbesondere der als vorbildlich geltenden Modelle, aber auch durch (indirekten) normativen Druck, etwa durch neue Professionsverständnisse oder sich verändernde Prioritäten in Personalauswahlverfahren⁵. Unmittelbar plausibel scheint, dass die Umwelt-erwartungen und Bilder, die ein Umfeld von einer Organisation hat, die externe wie interne Politik derart prägen, dass soziale Einrichtungen und Dienste, aber auch

Kirchengemeinden sich durch die Adaption von Managementinstrumenten als reformfreudig und innovativ zeigen wollen, statt dem Bild der angestaubten, funktional dilettantischen ‚Gnadenanstalt‘⁶ zu entsprechen.

Eine häufige Empfehlung für einen Ausweg aus dem „Ökonomisierungsdilemma“ lautet, der Markt müsse (wieder) stärker politisch reguliert werden. Sie greift jedoch zu kurz, weil die Marktorientierung sich längst als „neue Reichsreligion“⁷ etabliert und in die Herzen und Seelen der Menschen eingegraben hat. Der Markt bedient sich religiöser Symbole und hat den Rang einer Mythologie erlangt⁸. Dabei hat die „ökonomische Religion“ ihre „Frömmigkeitserfahrungen operationalisiert, ohne sich als Religion ausweisen zu müssen“⁹, was sie besonders gefährlich macht. Theologisch ließe sich fragen, was eigentlich die größere Bedrohung in der (Post-) Moderne ist: die vielbeklagten Mechanismen von Säkularisierung und Wertezersfall oder die Idolatrie des Marktes als moderne Form des Unglaubens¹⁰. Mit letzterer jedenfalls steht nicht nur der christliche Glaube selbst, sondern das zum Menschsein unabdingbar gehörende Angewiesensein auf Beziehung und die Grundoption der Solidarität zur Disposition.

2. Symptome und Auswirkungen von Ökonomisierung

Die Kirche und die seelsorgliche Praxis bleiben vom „Ökonomisierungsdilemma“¹¹ nicht verschont. Bei der Frage nach Bedeutung und Konsequenzen der Ökonomisierung ist der Blick aber zunächst auf die Folgen für behinderte Menschen selbst und ihre Familien zu lenken.



...für behinderte Menschen selbst

Die repressiven Wirkungen, die der entfesselte Markt auf alle Menschen hat, bekommen behinderte Menschen in besonderer Weise zu spüren.

- Die hohen Anforderungen an permanente Flexibilität (Richard Sennett)¹² und Mobilität in der ‚verflüssigten‘ oder ‚flüchtigen‘ Moderne (Zygmunt Bauman)¹³ haben exkludierende Wirkung, solange behinderte Menschen nicht die notwendigen Unterstützungsleistungen bekommen, die ihnen Chancengleichheit in allen Lebensbereichen einräumen.
- In Zeiten, in denen es um Leistungsfähigkeit und Output geht, erlangen Anfragen an das Lebensrecht behinderter Menschen neue Plausibilität. Jürgen Habermas¹⁴ hat darauf hingewiesen, dass die wirtschaftliche Bedeutung der Biotechnologien als Geschäftsfeld Klärungsprozesse hinsichtlich ihrer normativen Implikationen längst überholt hat, wenngleich die kritische Auseinandersetzung mit den sozialen Folgen der schleichenden „Genetifizierung“ der Gesellschaft (Lemke 2000)¹⁵ – die alle trifft, nicht nur behinderte Menschen – erst am Anfang steht. Eltern behinderter Kinder müssen sich (wieder) deutlich die Frage gefallen lassen, ob die Behinderung nicht „vermeidbar“ gewesen wäre, und unter Ärzten grassiert die Angst vor Schadensersatzklagen.¹⁶
- Die sozialpolitischen Reformen der Agenda 2010 belasten behinderte Menschen und ihre Familien zusätzlich durch Zuzahlungen und den Wegfall von Leistungen und Befreiungsregelungen. Zusätzlich haben JuristInnen von Caritas und Diakonie kürzlich auf „den defizitären Vollzug der Sozialleistungsgesetze“ hingewiesen: Sozialämter und Krankenkassen lehnen zunehmend und oft widerrechtlich legitime Leistungsansprüche ab – auch eine Form des Umgangs mit dem Kostendruck, den die JuristInnen als „systematische Defizitpolitik“ bezeichnen.¹⁷
- Die Hartz IV-Reform verschlechtert die Chancen behinderter Menschen auf dem Arbeitsmarkt. Integrationsfirmen und Modelle der Arbeitsassistenz für behinderte Menschen werden finanziell ausgehungert.¹⁸ Das Ziel des SGB IX, die Teilhabechancen behinderter Menschen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, ist damit nicht nur nicht eingelöst, sondern in weitere Ferne gerückt.
- Im Zuge der Sparmaßnahmen in Diensten und Einrichtungen steht auch dort die Orientierung an Effizienz und ‚Wirksamkeit‘ oft über der Orientierung an den individuellen Bedürfnissen der Betroffenen. Insbesondere für schwer und schwerstbehinderte Menschen steht im Ergebnis weniger Betreuungszeit zur Verfügung.¹⁹
- Konzepte der Ambulantisierung und Assistenz im Bereich der Wohnangebote schließen Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen aus. Das Modell des „persönlichen Budgets“ ist von den Kostenträgern bisher den Fällen vorbehalten, in denen die ambulante Betreu-

ung kostengünstiger, zumindest nicht teurer als die stationäre Versorgung ist. So wird Inklusion halbiert.

Solche Verschärfung von Ausgrenzungsmechanismen sind nicht ungewollte Nebeneffekte neoliberaler Politik, sondern Teil des Konzeptes und Voraussetzung seines Funktionierens: „...die Problematisierung sozialer Sicherheiten und wohlfahrtsstaatlicher Garantien macht gerade seine *raison d'être* aus“ – so Lemke (2004).²⁰

...in der Kirche

Ist mit der Ökonomisierung im kirchlichen Kontext das Ende bestimmter Felder der Kategorie Seelsorge eingeläutet, weil sich die Kirche sie einfach nicht mehr leisten kann? Werden Einrichtungen und Dienste der Caritas, die bisher der Seelsorge einen hohen Stellenwert eingeräumt und entsprechendes Personal bereitgestellt haben, diesen Bereich aufrecht erhalten oder aufkündigen? Die Kirche als Trägerin sozialer Dienste und Einrichtungen fragt sich längst, welche ihrer ‚Geschäftsfelder‘ noch lukrativ genug sind, ob sie zum ‚Kerngeschäft‘ gehören und von welchen man sich verabschieden könne, weil es auf dem ‚Markt‘ genügend andere Anbieter gebe. Welche Kinder sollen künftig in katholischen Kindertageseinrichtungen betreut werden? All dies sind Fragen an die Prioritätensetzung, die in den nächsten Jahren zu beantworten sein werden.

Auch Seelsorger selbst sind vom Finanzdruck der Bistumshaushalte längst betroffen. Priester in der Gemeindeleitung erleben den Zuwachs an Aufgaben, etwa durch Fusionen von Kirchengemeinden, als Entfernung von den klassischen Seelsorgeaufgaben. Anstelle der „Sorge um die Seelen“ gerät die Sorge um die ökonomische Zukunft und den Fortbestand der Gemeinde bzw. des Gemeindeverbundes als Organisation ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Priester werden vom Seelsorger zum Manager, was sie selbst nicht weniger beklagen als die Gläubigen, die seelsorgliche Anteile mehr und mehr vermissen. Innerhalb der Kirchen wird Ökonomisierung aber auch positiv bewertet und betrieben: kirchliches Sozialmarketing²¹ wird als viel versprechende Strategie gegen zunehmende Kirchenaustritte empfohlen und „Nutzen des Managements“²² für die Kirche herausgestellt. Nun sind Modelle und Empfehlungen für die Nutzung von Steuerungsinstrumenten, die der Managementlehre entstammen, nicht grundsätzlich und immer abzulehnen, sollten aber mit kritischem Blick geprüft werden: Welche Implikationen werden mit diesen Modellen transportiert? Wozu dienen sie? An welchen Stellen sind sie hilfreich, wo schädlich, weil sie eigentliche Problemlagen aus dem Blickfeld rücken und Lösungen anempfehlen, die Ungerechtigkeiten verlängern statt aufheben.

Es gibt keine ‚seelsorgliche Provinz‘...

Eine Ökonomisierungskritik, die die zunehmende Ökonomisierung nur verteufelt, greift zu kurz, denn auch

Seelsorge ist nicht nur mit den Auswirkungen der Ökonomisierung konfrontiert, sondern hat selbst Anteil an den Entwicklungen als Teil von Kirche als Institution, die auf vielfältige Weise mit dem „System“ verstrickt ist. Michel Foucault hat diese wechselseitige Verstrickung zu beiderseitigem Gedeih treffend „Komplizität“ genannt.²³ Es gibt keine ‚seelsorgliche Provinz‘, die mit all dem nichts zu tun hätte und sich von Ökonomisierungstendenzen und ökonomischen Zwängen freihalten könnte. Sie selbst dynamisiert die Isomorphie – und zwar samt der exkludierenden Wirkungen des Marktes – indem sie sie in ihren eigenen Institutionen reproduziert.²⁴

Hilfreich zur Aufklärung solcher Verstrickungen scheint mir das Theorem der „Gouvernementalität“ bei Michel Foucault. Mit diesem Begriff beschreibt er das Ineinandewirken von politischen Prioritätensetzungen, Machtverhältnissen und Entscheidungen („Regierungstechnologien“), mit den sie flankierenden Diskursen („Wissen“) und entsprechenden Subjektivierungsweisen auf der Ebene der Individuen („Selbsttechnologien“): *„Man muss die Punkte analysieren, an denen die Herrschaftstechniken über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- und Herrschaftsstrukturen integriert werden. Der Kontaktpunkt, an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung gekoppelt ist, kann nach meiner Auffassung Regierung genannt werden.“*²⁵ Der Begriff „Gouvernementalität“ be-

nennt als semantische Verbindung von „gouverner“ und „mentalité“ genau dieses Ineinandergreifen.

Vor den eigenen Verstrickungen in den Ökonomisierungskomplex nicht die Augen zu verschließen, ist Voraussetzung dafür, den Gefahren und Gefährdungen, denen sie selbst in Zeiten der Ökonomisierung ausgesetzt ist, wirksam begegnen zu können. Solche Verstrickungen sind deutlich erkennbar

- in den Appellen der Sozial- und Gesundheitspolitik an das Risikomanagement als individuelle Verantwortung des Einzelnen, Lebensrisiken möglichst zu begrenzen, um der Allgemeinheit nicht unrechtmäßig „auf der Tasche zu liegen“: Die Grundhaltung der Individuen passt sich den Erwartungen der Politik an, indem sie Schuldgefühle entwickeln, wenn sie in ihrem Risikovermeidungsverhalten scheitern. Wissenschaftliche Diskurse, die sich um die Erforschung von Risikofaktoren und Dispositionen ranken, folgen den politischen Appellen an die Eigenverantwortung für das Risikomanagement.
- in dem Maße, wie die Wachstumsideologie nicht nur die ‚große Politik‘ bestimmt: Unser ganz individuelles Streben als Teil unseres Selbstkonzeptes macht uns im Wunsch nach Mehr größtenwahnsinnig und in der Angst vor sozialem Abstieg zugleich paranoid und führt dazu, dass wir uns lieber abwenden von denen, die offensichtlich auf der Verliererseite stehen und uns mit dem Zweifel an der Wachstumsideologie konfrontieren.
- in der Art, wie Individuen Wertsetzungen, die in politi-



schen Entscheidungen transportiert werden, für sich übernehmen: Während die einen in einer Art „paranoider Identifizierung mit der Leistungsideologie“ – sich selbst permanent überfordernd – irgendwie versuchen mitzumachen und mitzuhalten, verharren die anderen, die nicht mitmachen ‚dürfen‘ (weil sie arbeitslos sind) oder nicht mitmachen können (weil sie behindert sind) in einer Art traumatisiertem Zustand der Hilflosigkeit.²⁶

- in fortschrittlich anmutenden Paradigmen und wissenschaftlichen Diskursen um Empowerment und Selbstbestimmung, die von politischen Programmen aufgegriffen und für ihre Interessen reformuliert werden: Hier erweist sich die Verstrickung als besonders fatal und subtil. So vermischen sich etwa Forderungen von Betroffenen nach einem flächendeckenden Ausbau ambulanter Hilfen für Menschen mit Behinderungen mit dem Ambulantisierungskonzept von Kostenträgern, das aber im Kern an Kostenreduktion, nicht an der Subjektwerdung der Betroffenen interessiert ist.
- in heute gängigen Formen der Identitätsentwicklung: Die Marktorientierung verändere die Seelen „Über neue, intensive Seelsorge am Marktobjekt ist die Pastoral der schönen neuen Welt längst bis zur Entsorgung der Seele selbst vorgedrungen“ (Amery, 2002, S.67 und S.76).

Solche Zusammenhänge und Verstrickungen lassen sich auch in Bezug auf die Seelsorge als Gefährdungen ausmachen, und zwar sowohl auf der Ebene der Gemeinde wie in Bezug auf die Seelsorge in Einrichtungen der Behindertenhilfe.

3. Gefährdungen von Seelsorge im Kontext von Ökonomisierung

Edmund Arens (2000)²⁷ formuliert deutlich seinen „fundamentaltheologischen Einspruch“ gegen eine „neubabylonische Gefangenschaft der Ökonomie“ auch in der Kirche, gegen eine Kirche, die als „Marktbude neben anderen“ nicht mehr um die Menschen besorgt sei, sondern allein um die Vermarktung ihrer Produkte: Diese Kirche habe aufgehört, Kirche zu sein.

Von der Gnadenanstalt zum Unternehmen?

Gefährdungen der Gemeindepastoral

Wie steht es in Zeiten leerer Kassen und schwindenden Personals um die Seelsorge in Gemeinden? Müssen Seelsorger nicht schon aus Selbstschutz auf effizienzorientierte Steuerungsinstrumente zurückgreifen? Wird Seelsorge in Zukunft nur noch auf der Basis von Kontrakten als „Dienstleistung“ erbracht werden?

Das Konzept eines „New Church Management“ (NCM) jedenfalls – ein Konzept, das in der schweizerischen katholischen Kirche in Anlehnung an das „New Public Management“ als Modell der „neuen Steuerung“ auf kommunaler

Ebene entwickelt wurde – hält einiges an Instrumenten bereit, um Pfarrgemeinden „wirkungsorientiert“ zu leiten. Verantwortliche in Pfarrgemeinden sind vielerorts mit solchem Management so sehr beschäftigt, dass kaum Zeit und Energie für das gelebte Gemeindeleben bleibt, schon gar nicht für die Übernahme von Aufgaben, die in keinem Zusammenhang zu den vordergründig drängenden Zukunftsfragen stehen: Wie wird die Fusion mit der Nachbargemeinde so gelingen, dass unsere bisherige Identität nicht gänzlich verloren geht? Wer wird in den neuen Strukturen das Sagen haben? Welche Gruppen erhalten in neuen Strukturen welchen Platz in der Gemeinde? All das sind Fragen, die Gemeindeleitungen und Gemeindeglieder ernsthaft umtreiben. Daneben und darüber hinaus Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse behinderter Menschen und ihrer Familien in der Gemeinde aufzubringen, ist nicht gerade naheliegend, naheliegender ist es da, wie die Priester und Leviten im Samaritergleichnis geschäftig an dem unter die Räuber Gefallenen vorbeizueilen oder ihn auf die Zeit zu vertrösten, wenn „das alles vorbei ist.“ Die größte Herausforderung an heutige Gemeinden besteht wohl darin, diesen Umbruch zu bewältigen, ohne aufzuhören, Gemeinde zu sein und Gemeinde als *koinonia* zu leben.

Die Instrumentalisierungsfalle:

Gefährdungen der Seelsorge in Einrichtungen

Im Blick auf die Seelsorge in Einrichtungen lassen sich verschiedene Facetten von Instrumentalisierung ausmachen, die im Einzelfall mehr oder weniger ausgeprägt sind.

- **Funktionalisierung der Seelsorge:** Im Rahmen von Organisationsentwicklung wird Seelsorge in Prozesse von Qualitäts- und Leitbildentwicklung einbezogen. Damit wird sie einerseits aufgewertet – was die Stelleninhaber auch als Statusaufwertung innerhalb der Institution empfinden, die sie oft in der Ecke der angestaubten kirchlichen Tradition der Einrichtung stehen lässt, von der man sich – um Modernisierung bemüht – lieber trennen möchte. Andererseits besteht hier immer die Gefahr der Instrumentalisierung für fremde Zwecke, sei es die Aufpolierung des Images der Einrichtung nach außen, die Legitimierung gegenüber einem kirchlichen Träger oder andere strategische Ziele der Einrichtung.
- In zahlreichen Einrichtungen geht die Zahl der Ordensangehörigen drastisch zurück. Die Leitung von Einrichtungen und Trägerverbänden geht – oft erstmals in der Geschichte – an ‚weltliche‘ Führungskräfte über. Seelsorge wird in diesen Übergangsphasen oft zum Ausweis und **Garanten der Katholizität** oder Christlichkeit der Einrichtung. Die Sorge um die Christlichkeit der Einrichtung wird an die Seelsorge delegiert. Diese aber kann allein gar nicht dafür sorgen, dass das, was Leitbilder als

„Orientierung am christlichen Menschenbild“ postulieren, in der Einrichtung tatsächlich gelebt wird. Dazu braucht es nämlich mehr und anderes als die Aufrechterhaltung eines regelmäßigen Gottesdienstangebotes und mit christlicher Symbolik durchsetzte Hochglanzbroschüren.

- Eine weitere Instrumentalisierungs-falle steckt in dem Verweis auf die „**Inkulturationsleistung**“²⁸, die Caritas-Einrichtungen für die Kirche erbringen, indem sie Menschen quasi ‚an den Rändern‘ der Gesellschaft für die Kirche gewinnen und durch ihr Engagement andere davon überzeugen, dass die Ausrichtung an christlichen Wertvorstellungen sich ‚lohnt‘ – wenn auch erst in der Situation eigener Abhängigkeit von unterstützender Pflege- und Betreuungsleistung. Die Versuchung für Seelsorge-rinnen und Seelsorger, in diesem Spiel mitzuspielen, besteht vermutlich darin, die ewige „Zweitrangigkeit“ der Diakonie gegenüber den ‚eigentlich‘ grundlegenden Bereichen kirchlichen Lebens mit Hinweis auf eine (überlebens-) wichtige ‚Leistung‘ für die Kirche endlich aufheben zu können – um den Preis der Instrumentalisierung, insofern sie nämlich nur dann und nur so-lange akzeptiert wird, wie die „Marke“ Caritas positive Rückwirkungen auf die Attraktivität der „Marke“ Katho-lizität hat. Dabei interessiert Betroffene in aller Regel wenig, ob ‚auch ‚Caritas draufsteht, wo Caritas drinsteckt‘, sondern umgekehrt: Für sie ist einzig relevant, ob sie als Menschen mit ihren individuellen Bedürfnissen wahrge-nommen werden und ob ihrem Hilfebedarf in ange-messener Weise begegnet wird.
- Für die Integration von Seelsorge in die „**diakonische Unternehmenspolitik**“ und ihre Beteiligung am „**Soft-Management**“ (!) der Einrichtung votiert Alfred Jäger, der bereits in den 1980er Jahren für die Entwicklung diako-nischer Einrichtungen zu professionellen Unternehmen plädierte: Einrichtungen brauchen ein „unternehmens-politisch brauchbares Seelsorgekonzept“, das die Funktion „einer konzeptionell durchdachten Hege und Pflege des Soft-Management im Unternehmen“ hat²⁹. Das Seel-sorgeinstitut der Kirchlichen Hochschule Bethel bietet entsprechende Fortbildungen, in denen der Seelsorger oder Spiritual sich für die Mitarbeit am „(Soft-) Mana-gement“ (Mitarbeit in Ethik-Konferenzen, Unterricht und Fortbildung u.a.) qualifizieren kann.³⁰ Ist dieses Verständnis mit dem Kern dessen, was Seelsorge ausmacht, nämlich dass sie Beziehungsgeschehen ist, noch vereinbar?
- Die Ökonomisierung favorisiert als neuen Prototypen des Seelsorgers den **Dienstleister** – eine weitere Falle. Die da-zu komplementäre Maxime der „**Kundenorientierung**“ ist Gegenstand zahlreicher Debatten. Dabei ist die Idee der „Dienstleistung“ gar nicht weit entfernt von der Grund-idee von Kirche als *communio* und *ministratio*, wie sie das II. Vatikanum postuliert hat.³¹ Unter dem Vorzeichen der Ökonomisierung erhält sie jedoch eine neue Brisanz:

Kundenorientierung im Sinne von „wie hätten Sie's denn gern?“ ist etwas grundlegend anderes als die Frage „Was soll ich dir tun?“ (Mk 10, 51; Lk 18,41). Kirche ist – so Edmund Arens – „im Kern kein Supermarkt für möglichst kundInnenfreundliche Angebote“.³²

- Seelsorge wird zuweilen auch genutzt als Beschwichtigungsinstanz für organisationale Turbulenzen: Der Seel-sorger möge die Irritationen, die managerial induzierte Veränderungen produzieren, so weit harmonisieren, dass sie unterhalb der Schwelle der Systemstörung bleiben.
- Das Konzept von Seelsorge als „wirkungsorientierte“ Pastoral ist daran interessiert, dass „die Menschen etwas spüren von der Gegenwart Gottes mitten unter uns“ (Kosch 2003).³³ Steckt aber in der Wirkungsorientierung nicht auch die Versuchung, primär zeigen zu wollen, was Kirche ‚zu verkaufen hat‘, und zwar um des Fortbestandes der Kirche willen, nicht um der Menschen willen.? Sache der Kirche und der christlichen Praxis sind aber gerade die *Erfolglosen* und die Lebenssituationen, die nicht (mehr) von Erfolg gekrönt sein werden. „*Erfolg ist keiner der Namen Gottes*“ – dieser vielzitierte Satz von Martin Buber meint keine billige Vertröstung für die Erfolglosen, sondern richtet sich an die Erfolgreichen und konfrontiert sie damit, dass sie sich nicht auf dem richtigen Weg be-finden, wenn sie nur auf den ‚Output‘ aus sind. Zugleich wendet sich dieser Satz an die Erfolg-Suchenden mit der Botschaft: Sucht nicht den Erfolg, sondern zuerst „das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ (Mt 6,33). Dieser Satz verabschiedet alle Versuche, diesseitiges Heil für die Besitzenden zu legitimieren und die anderen auf das Jenseitige zu vertrösten.

Lassen sich angesichts dieser vielfältigen Gefährdungen von Seelsorge in Zeiten der Ökonomisierung auch Chancen formulieren?

3. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“ – Wächst das Rettende auch?

Welche Optionen sollen und können die Seelsorge im Blick auf behinderte Menschen in Zukunft leiten – im Angesicht der benannten Gefährdungen? Wo liegen die Chancen, das Rettende?

- Seelsorge in der Gemeinde lebt aus der **Einheit von Gottes- und Nächstenliebe** (Rahner). Die Isolation diako-nischer Praxis vom Erfahrungsbereich der Gemeinde bringt es mit sich, dass die Belange behinderter Menschen dort nur marginal in den Blick kommen. Die Existenz der dia-konischen 'Zweitstruktur' und die Apathie christlicher Gemeinden verstärken sich gegenseitig und erlangen in Zeiten der Ökonomisierung neue Plausibilität. Diese zu durchbrechen, bedeutet, die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe wieder herzustellen.

- Eine **prophetische Seelsorge**³⁴ übernimmt Anwalts-funktion für Betroffene gegenüber einer wieder zunehmend

behindertenfeindlichen Gesellschaft und Sozialpolitik. Die Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderungen hat sich die „politische Vertretung“ auch auf ihre Fahnen geschrieben: „Die Arbeitsstelle will im Raum der Kirche und im gesellschaftlichen Bereich von Politik und Kultur die Belange von Menschen mit Behinderung wahrnehmen und vertreten.“ Dazu gehört in Zeiten der Ökonomisierung

- auf exkludierende und benachteiligende Wirkungen aktueller Sozialpolitik hinzuweisen,
- den Mythos „Markt“ zu entmythologisieren,
- sich an Diskursen zur sozialen Gerechtigkeit zu beteiligen,
- Zusammenhänge von Machtformen, Diskursen und Subjektivierungsweisen kritisch in den Blick zu nehmen, ohne selbst der Verführung zu Macht zu erliegen,
- Betroffene zu ermutigen, sich nicht zu verstecken, sondern ihrer Klage Gehör zu verschaffen statt in Resignation und Ohnmacht zu verharren,

und dies alles aus einer Position deutlicher Parteilichkeit heraus.

- Seelsorge ist aber nicht nur parteilich im Sinne der Interessenvertretung für andere, sondern selbst gelebte **Praxis der Solidarität**, die den Umgang mit Menschen nicht scheut, die verunsichern und irritieren, die Grenzsituationen nicht ausweicht, sondern Betroffenen zur Verfügung steht. Das erfordert es, vom Anderen her denken und Situationen erleben zu lernen, in denen Barrieren existieren, die Nichtbehinderte oftmals überhaupt nicht wahrnehmen. Als Praxis der Solidarität geht es Seelsorge aber auch um ganz praktische Unterstützung, die sie nicht selbst leisten, zu der sie aber andere ‚anstiften‘ kann.

- Das Verständnis von **Seelsorge als Anstiftung zur Selbstsorge** (Steinkamp 2005)³⁵ versteht Seelsorge in Anlehnung an die antike Praxis der Epimeleia als Begleitung anderer auf dem Weg zu einer Form der „Sorge um sich“, die nichts mit Egoismus zu tun hat, sondern gerade als Einheit der Sorge um sich mit der Sorge um andere und um die Gesellschaft Menschen zu Subjekten ihres Lebens befähigt. Eine so verstandene Seelsorge ist an der Ermöglichung von Teilhabe für alle interessiert, nicht an Exklusion oder halbiertem Inklusion.

- Vielleicht muss Seelsorge nicht zuletzt in Zeiten der Ökonomisierung in einem bestimmten Sinne eine **verschwendende Seelsorge** sein: Eine Seelsorge, die ökonomische Notwendigkeiten und Plausibilitäten um des Lebens willen hinten anstellt, die der Unvergleichlichkeit mit Respekt begegnet, statt Vergleichbarkeit herstellen zu wollen, die wertschätzt statt zu bewerten und zu berechnen, die Non-Konformität aushält und sie nicht in Konformität umbiegen muss, der das Erleben wichtiger ist als das Messen,

Dokumentieren und Evaluieren, die weiß, dass Schenken mehr einbringt als Verkaufen, die zu Entschleunigung einlädt und der selbst keine Unterbrechung lästig ist. Solcher Seelsorge mag man Verschwendung vorwerfen, wie die Jünger, die sich über die Frau entrüsteten, die wertvolles Nardenöl an Jesus verschwendete (Mt 26,8; Mk 14,4). Solche „Verschwendung“³⁶ hat nichts mit „Vergeudung“ zu tun, sondern geht verantwortlich mit Ressourcen um, wie es die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *oikonomia* in der antiken Ökonomie und der „Hausordnung der Tora“ (Segbers 2002)³⁷ meint: „Nicht das Maximum einer größtmöglichen Güterproduktion, sondern das Optimum dessen, was gut ist für das ‚Haus der Erde‘ und die, die es bewohnen, ist der Maßstab (...). Die Tora unterbricht und begrenzt die ökonomischen Gesetze da, wo sie zu Ausbeutung und Abhängigkeit führen“ und bindet ökonomisches Handeln an ethische Ziele: „Im Konfliktfall kommt der Logik der Humanität der Vorrang vor den Interessen des Ökonomischen zu.“³⁸

Polarisierungen helfen hier nicht weiter. Aber der Mut, Spannungsfelder nicht vorschnell nach einer Seite hin aufzulösen, „gegen den Trend“ zu denken, zu schreiben und zu verkünden, lässt Betroffene in Gemeinden einen Ort finden, an dem sie nicht „gefördert und gefordert“ werden, sondern sein dürfen. Und er lässt die vermeintlich Nichtbetroffenen aufhorchen und ihre eigenen Verstrickungen in die Mechanismen der Ökonomisierung kritisch in den Blick nehmen. So kann Seelsorge selbst „Praxis der Freiheit“ sein und zu einer „Praxis der Freiheit“ ermutigen, die sozialpolitisch nicht blind ist, die sich auch von den subtilen Formen von Instrumentalisierung nicht verführen lässt. Beispiele solcher Praxis finden sich in vielen kleinen Initiativen und machen Hoffnung, dass das „Rettende“ sich am Ende durchsetzen wird, dass Solidarität selbst Zukunft hat und unsere gemeinsame Zukunft sichert, innerhalb wie außerhalb von Einrichtungen.

Kontakt: s.schaeper@gmx.net

*Sabine Schäper promoviert an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster über die Bedeutung und Konsequenzen der Ökonomisierung in der Behindertenhilfe

Anmerkungen

¹So CSU-Chef Stoiber gegenüber dem SPIEGEL (vgl. SPIEGEL ONLINE, 11. Juni 2005, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,359971,00.html> (12.06.2005)).

²Aktuell nimmt Liebig (2005) auf das Habermas'sche Theorem von der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ Bezug, um das „Ökonomisierungsdilemma“ zu beschreiben, in dem sich die Wohlfahrtsverbände befinden. Vgl. Liebig, Reinhard (2005), *Wohlfahrtsverbände im Ökonomisierungsdilemma*, Freiburg i. Br.

³Liebig (2005), S. 59.

⁴Forrester, V. (1997), *Der Terror der Ökonomie*, Wien. Der

Sozialethiker Hengsbach spricht von der „Dominanz der Geldpolitik“ (vgl. Hengsbach, F. (2001), *Die anderen im Blick. Christliche Gesellschaftslehre in den Zeiten der Globalisierung*, Darmstadt, hier: 125).

⁵Auch wenn man über den Automatismus streiten kann, von dem die Theorie des institutionellen Isomorphismus ausgeht - sind es doch immer auch Interessen und Machtkonstellationen, die organisationalen Entscheidungen und Veränderungsprozessen zugrunde liegen - so ist doch der Begriff hilfreich zur Beschreibung der Funktionsweise von Angleichungsprozessen. Zur Theorie des institutionellen Isomorphismus vgl. Walgenbach, P. (1999), *Institutionalistische Ansätze in der Organisationstheorie*, in: Kieser, A. (Hg.) (1999), *Organisationstheorien*, 319-353.

⁶Den Begriff des „funktionalen Dilettantismus“ hat Wolfgang Seibel eingeführt, nachdem er vier Organisationen des „Dritten Sektors“ institutionsanalytisch unter die Lupe genommen hatte. Vgl. Seibel, W. (1992), *Funktionaler Dilettantismus. Erfolgreich scheinende Organisationen im ‚Dritten Sektor‘ zwischen Markt und Staat*, Baden-Baden.

⁷Carl Amery stellt mit dem Begriff der ‚Reichsreligion‘ eine Analogie her zum spätrömischen Kaiserkult als einem archaischen, unreflektierten Kult, der keine Alternative zulässt. „Der Totale Markt erfüllt alle Kriterien einer Religion. Sein Dogmenbestand ist transzendenzarm und banal; seine oberste Maxime lautet: Alles hat seinen Preis, und wenn etwas noch keinen hat, wird er ihm angeheftet“ (Amery, C. (2002), *Global Exit. Die Kirchen und der totale Markt*, München, hier: 82). Amery schreibt der ‚Reichsreligion‘ des ‚totalen Marktes‘ eine besondere „seelsorgliche Wirksamkeit“ zu: „Der Markt verändert die Seelen“. Das unterscheidet ihn vom altrömischen Kaiserkult (ebd., 67).

⁸Assmann, H. / Hinkelammert, F. J. (1992), *Götze Markt*, Düsseldorf.

⁹Assmann / Hinkelammert, a.a.O., 100.

¹⁰Als „Idolatrie“ gilt in der Missionswissenschaft eine Form des Unglaubens, die statt auf die Macht Gottes auf andere Mächte setzt und keine Alternativen zulässt.

¹¹Den Begriff „Ökonomisierungsdilemma“ hat Liebig (a.a.O.) im Blick auf die Wohlfahrtsverbände geprägt, er ist aber auf das Feld kirchlicher Praxis übertragbar.

¹²Sennett, R. (2002), *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.

¹³Bauman, Z. (2003), *Flüchtige Moderne. Essay*, Frankfurt a. M.

¹⁴Habermas, J. (2001), *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?*, Frankfurt a. M., hier: 37.

¹⁵Vgl. Lemke, T. (2000), *Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität*, in: Bröckling, U. / Krasmann, S. / Lemke, T. (Hg.) (2000), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a. M., 227-264, hier: 238.

¹⁶Vgl. das Urteil des Ersten Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 15.12.1997, das ein gesundheitlich beeinträchtigtes Kind als „Schadensquelle“ einstuft (im Gegensatz zum Beschluss des Zweiten Senats vom 28.05.1993 (14. Leitsatz) (vgl. Lehmann, K. (2002), *Aussonderung von Menschen mit Behinderungen wird Realität. Der Vorsitzende der Deutschen*

Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann, zum Urteil des Bundesverfassungsgerichtshofes vom 18. Juni 2002.

¹⁷Vgl. die Pressemitteilung des Deutschen Caritasverbandes vom 15.01.2004: „Rechtsbruch auf Kosten der Armen“ sowie den Wortlaut der Erklärung der JuristInnen in der Zeitschrift „neue caritas“ 1/2004.

¹⁸Vgl. die Pressemitteilung unter dem Titel „Hartz IV erschwert behinderten Menschen den Zugang zum ersten Arbeitsmarkt“ zu einer Fachtagung des Bundesverbandes der evangelischen Behindertenhilfe und der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. am 04.02.2005 in Berlin (http://www.beb-ev.de/artikel.php?id_art=166).

¹⁹So der erste Vorsitzende des Bundesverbands Evangelische Behindertenhilfe Klaus-Dieter Kottnik anlässlich einer Fachtagung der vier Fachverbände der Behindertenhilfe im Mai 2004 in Berlin. Diese mündete in die gemeinsame Resolution „Soziale Landschaft Deutschland – auch für Menschen mit schwerer und schwerster Behinderung!“. Vgl. die Presseinformation der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie CBP e.V. vom 05.05.2004.

²⁰Lemke, T. (2004), *Governance, Gouvernementalität und die Dezentrierung der Ökonomie*, in: Reichert, R. (Hg.) (2004), *Governmentality Studies. Analysen liberal-demokratischer Gesellschaften im Anschluss an Michel Foucault*, Münster, 63-73, hier: 67.

²¹Dütemeyer überträgt in seinem „kirchenorientierten Marketingkonzept“ Marketingkonzepte aus der Betriebswirtschaft auf die Kirche als Institution, ohne nach deren Implikationen zu fragen und sie mit ekklesiologischen Grundaussagen in Bezug zu setzen und weit davon entfernt, dem noch oder nicht mehr dem Kirchengemeindeglied Zugehörigen als Subjekt zu begegnen – Sozialmarketing „begegnet“ dem Kirchenaustritt als einer Art Absatzproblem, nicht Menschen (!). Vgl. Dütemeyer, D. (2002), *Dem Kirchenaustritt begegnen. Ein kirchenorientiertes Marketingkonzept*, Frankfurt a. M.

²²Dietzfelbinger, D. (2002), *Vom Nutzen des Managements*, in: D. Dietzfelbinger/J. Teuffel (Hrsg.), *Heils-Ökonomie? Zum Zusammenwirken von Kirche und Wirtschaft*, Gütersloh 2002, 85-106.

²³Vgl. Foucault, M. (1969), *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a. M., hier: 77.

²⁴Die Rede vom „funktionalen Dilettantismus“ (Seibel 1992, a.a.O.) beinhaltet auch, dass der Dilettantismus in Organisationen des ‚Dritten Sektors‘ insofern ‚funktional‘ ist, dass er der politisch erwünschten Funktion der Wohlfahrtspflege entspricht: Diese sollte rein symbolische Lösungen für Probleme anbieten, die die Politik an sie delegiere. Die Wohlfahrtspflege trage damit in bestimmten Bereichen immer auch zur Stabilisierung sozialer Problemlagen bei - im ‚Tausch‘ gegen politische Bestandsgarantien.

²⁵Foucault, M. (1993), zit. n. Lemke, T. (2001), *Gouvernementalität*, in: Kleiner, M. S. (Hg.) (2001), *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*, Frankfurt a. M., 108-122, hier: 119f.

²⁶So die Diagnose von Ottomeyer: „Die westliche Gesellschaft spaltet sich immer mehr auf in eine Teilpopulation, die zwanghaft bis arbeitssüchtig ins Erwerbsleben integriert ist, teilwei-

se schon von Überzähligkeitsangst verfolgt, dort heißläuft und sich mit Hilfe des großzügig angebotenen spätkapitalistischen Konsums und relativen Luxus periodisch ebenso intensiv zu erholen versucht, und eine andere Teilpopulation, die derzeit nicht oder niemals in diesen Kreislauf integriert ist.“ Ottomeyer sieht daher zwei „psychosoziale Desaster“ auf die Gesellschaft zukommen: „Einem Teil der Bevölkerung droht Traumatisierung, dem anderen eine Art paranoide Identifizierung mit der Leistungsideologie, wobei die Individuen zwischen beiden pathogenen Feldern in ihrer Biographie auch mehrfach hin- und herwechseln können.“ Ottomeyer, K. (2000), *Über Arbeit, Identität und eine paranoide Tendenz in den Zeiten der Globalisierung*, in: Hirsch, M. (Hg.) (2000), *Psychoanalyse und Arbeit. Kreativität, Leistung, Arbeitsstörungen, Arbeitslosigkeit*, Göttingen, 27-50, hier: S. 40f.

²⁷Arens, E. (2000), *Zur Qualität des theologischen Dienstes/Produktes. Ein fundamentaltheologischer Einspruch*, in: *Orientierung* 64 (2000) 124-127.

²⁸Vgl. Zerfaß, R. (1996), *Die Caritas unter dem Druck des Marktes – Eine Chance zur Inkulturation des Evangeliums in unserer Gesellschaft?* in: Öhlschlager R./Brüll, H. M. (Hg.) (1996), *Unternehmen Barmherzigkeit. Identität und Wandel sozialer Dienstleistung. Rahmenbedingungen – Perspektiven – Praxisbeispiele*, Baden-Baden, 9-24.

²⁹Vgl. Jäger, A. (1986), *Diakonie als christliches Unternehmen. Theologische Wirtschaftsethik im Kontext diakonischer Unternehmenspolitik*, Gütersloh; Jäger, A. (2000), *Seelsorge als Funktion diakonischer Unternehmenspolitik*, in: Chr. Schneider-Harpprecht, *Zukunftsperspektiven für Seelsorge und Beratung*, Neukirchen 2000, 136-138.

³⁰So in der Kursbeschreibung eines Fortbildungsangebotes des Seelsorgeinstituts an der Kirchlichen Hochschule Bethel (<http://www.bethel.de/kiho/seelsorgeinstitut/Kursverzeichnis.pdf>).

³¹Vgl. *Lumen gentium* Nr. 4: Der Geist eint die Kirche „in Ge-

meinschaft und Dienstleistung.“

³²Arens, E. (2000), *Qualität des theologischen Dienstes*, a.a.O.

³³Unter dem Stichwort „wirkungsorientierte Pastoral“ fordert Kosch (2003) strategisch zur „Prioritäten- und Verzichtsplanung“ innerhalb der Kirche auf. Dies ist eine von drei Dimensionen der „wirkungsorientierten Pastoral“, die neben der strategischen eine strukturelle (neue Formen der Steuerung: Managementorientierung, Zielvereinbarungen, Qualitätsstandards, Output-Steuerung und Budgetierung, „Produkt“-Planung, Controlling) und eine kulturelle Dimension beinhaltet („unternehmerische Spiritualität“). Vgl. Daniel Kosch, *Wirkungsorientierte Pastoral*, in: *Schweizerische Kirchenzeitung* 47/2003 (wiederveröffentlicht im Internet: http://www.kath.ch/skz/skz-2003/pastoral/pa47.htm#an_chor575108 (04.05.2005))

³⁴Das Konzept einer „prophetischen Seelsorge“ hat Michael Klessmann in Bezug auf die Krankenhausseelsorge in Abgrenzung zu einem therapeutischen Seelsorgeverständnis beschrieben: Klessmann, Michael (1997), *Die prophetische Dimension der Seelsorge im Krankenhaus*, in: *Wege zum Menschen* Jg. 49 (1997) H. 7, 413-428.

³⁵Steinkamp, Hermann (2005), *Seelsorge als Anstiftung zur Selbstsorge*, Münster.

³⁶Verschwendung übrigens ist sprachlich in seinem ursprünglichem Sinne neutral, ohne den Beigeschmack von Aufbrauchen im Übermaß u schwenden bedeutet dann nichts weiter als zum Verschwinden bringen. Die negative Konnotation wurde dem Wort erst später zugefügt. *nd* Vergeudung: So konnte der Winter die Rosen ‚verschwenden‘ und der Tag die Nacht: Verschwenden bedeutet dann nichts weiter als zum Verschwinden bringen. Die negative Konnotation wurde dem Wort erst später zugefügt.

³⁷Segbers, F. (2002), *Die Hausordnung der Tora. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik*, Luzern, 3. Aufl.

³⁸Segbers, a.a.O., 137.

Pastoral und Ökonomie – ein ungleiches Paar

Ursula Wollasch*

1. Pastoral im Visier

Das Schlagwort von der „Ökonomisierung des Sozialen“ ist seit Jahren in aller Munde. Es steht bei den Trägern sozialer Einrichtungen für ein konsequentes Effizienz-Denken, für Kostensenkung und Optimierung der Angebotsstruktur, für neue Rechtsformen wie die gGmbH und konkret nicht selten für Leistungs- und Personalabbau. Lange Zeit ist die Seelsorge, das besondere Merkmal insbesondere der beiden „Konfessionellen“, Caritas und Diakonie, im Windschatten dieser Entwicklung geblieben. Dass sie gegen finanzielle Krisen nicht per se gefeit ist, zeigen allerdings die aktuellen Nachrichten aus mehreren großen deutschen Diözesen, die mit einem umfassenden Personalabbau auf akute Haushaltseinbrüche reagieren müssen.

Die Pastoral gerät zunehmend ins Visier der Ökonomen, sei es aus aktuellem Anlass, sei es aus strategischen Erwägungen im Sinne einer Risikoabwägung, die möglichen Krisen frühzeitig entgegenwirken soll. Was bedeutet dies für die Seelsorge im Allgemeinen und für die

Krankenhaus-, die Psychiatrie- oder Behindertenseelsorge im Besonderen?

2. Nicht-Beziehung?

Seelsorge geht es um Transzendenzerfahrung, um Gottesbegegnung in der Begegnung mit anderen Menschen, um die Erfahrungen des Heils und des Heil-Werdens, um Grenzüberschreitung als befreiende und erlösende Existenz Erfahrung.

Ökonomie geht von Knappheit aus, von begrenzten Mitteln, mit denen ebenso begrenzte Zwecke zu verwirklichen sind. Sie zielt auf ein optimales Ausschöpfen der knappen Mittel zum größtmöglichen eigenen Vorteil. Sie unterstellt eine „unsichtbare Hand“, die am Ende jedem das Seine zukommen lassen wird. Angebot und Nachfrage balancieren sich gegenseitig aus. Der Wettbewerb trennt Spreu und Weizen zum Nutzen der Verbraucher. Der Beste setzt sich durch, baut seinen Vorrang aus, wird Marktführer. Bis der Markt gesättigt ist...

Hier der Kampf um begrenzte Ressourcen, dort die Verheißung eines Lebens in unbegrenzter Fülle. In ihrer je



eigenen Logik scheinen Ökonomie und Pastoral nichts miteinander zu tun zu haben. Und doch können sie ganz eigene Beziehungen eingehen.

3. Seelsorge „verkaufen“

Da gibt es die „Ökonomisierung der Seelsorge“. Sinn ist wieder mehr denn je ein Thema in unserer Gesellschaft. In Krankheit und Lebenskrisen wird wieder nach Gott und der Stabilisierung durch religiöse Begleitung gefragt. Spirituelle Erfahrungen werden wieder gesucht. Konfessionelle Einrichtungen, wo dieses Praxis ist, können hier leicht ein „Angebot“ machen. Sie bereichern damit ihre „Produktpalette“ und haben automatisch einen Wettbewerbsvorteil. Vielleicht bieten sie sogar – in einem weitgehend konfessionsneutralen, entchristlichten, städtischen Umfeld – ein Alleinstellungsmerkmal. Seelsorge als *unique selling proposition* – als einzigartiges Verkaufsversprechen, man kann sie so verstehen. Die Logik des Marketings lässt dies zu, den „Verkauf“ der Seelsorge.

4. Seelsorge „managen“

Neben dem Marketing gibt es das „Management der Seelsorge“. Seelsorge wird zum Projekt, die Begleitung zur Dienstleistung. Man kann sie nach Stärken und Schwächen analysieren, Zielgruppen optimieren und zukunftssträchtige Geschäftsfelder – z. B. im Tourismus – sichten und ausbauen. Der Seelsorger wird zum Manager eines Unternehmens, das Wertorientierung und Lebenssinn anbietet. Wenn die Nachfrage zurückgeht, zieht sich der Anbieter zurück.

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, wo Seelsorge und Ökonomie unvereinbar werden. Einschlägige Beraterfirmen mögen kurzfristig Maßnahmen anbieten, um Organisationen im kirchlichen Bereich zu sanieren und wieder handlungsfähig zu machen. Aber es ist Vorsicht geboten, wenn sie zugleich ihre „Philosophie“ mitliefern.

5. Ökonomie der Pastoral?

Bleibt noch die Frage nach „Ökonomie der Pastoral“. Seelsorge bindet Ressourcen, vor allem personelle, aber auch materielle und finanzielle. „Was kostet (bei) uns die Seelsorge?“ Auch diese Frage ist kein Tabu mehr. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass unter den Bedingungen von gedeckelten Vergütungen auch die Pastoral in Einrichtungen ökonomisch verortet und verantwortet werden muss. Das muss nicht zum Nachteil des seelsorgerischen Angebots sein, denn auf diese Weise wird zugleich eine Auskunft gegeben, was die Seelsorge dem Träger wert ist, was er sie sich kosten lassen will.

Ökonomische Transparenz kann damit zur Profilierung und sogar zur Identitätsstiftung beitragen. Wie dies gelingen kann, können drei Beispiele zeigen, die in der letzten Zeit für Einrichtungen und Dienste an Bedeutung gewonnen

haben, das Qualitätsmanagement in Krankenhäusern, das Benchmarking in Wohnrichtungen der Behindertenhilfe und der Rechtsanspruch auf ein Persönliches Budget für Menschen mit Behinderungen.

6. Die Qualitätsfrage: Wie gut ist die Seelsorge?

Leidenschaftlich hat man im sozialen Bereich in den neunziger Jahren darum gestritten, ob sich Beziehungsarbeit messen lasse. Der Person-orientierte Ansatz, der mit persönlichen Geschichten, individuellen Entwicklungen, diskontinuierlichen Erkenntnis- und Lernprozessen, mit komplexen Umfeldeinflüssen etc. arbeite, so die Kritiker, entziehe sich jeder Standardisierung. Auch die Frage nach Zielen und Zielerreichung verkenne die besondere personale und soziale Dynamik, die für Beratung, Begleitung und Betreuung nun einmal grundlegend sei.

Inzwischen ist klar, dass man die Qualität einer helfenden Beziehungen nicht messen kann wie einen Blutzuckerspiegel, aber darauf kommt es im Qualitätsmanagement auch gar nicht an. Es geht um die Gestaltung der Bedingungen, unter denen Beziehungsarbeit geschieht und die dazu beitragen, dass ein Prozess einen – im Interesse des Patienten oder Bewohners – günstigen Verlauf nehmen kann. Qualitätsmanagement zielt auf die Schaffung optimaler Voraussetzungen für medizinisches, pflegerisches und betreuendes – oder eben auch seelsorgerisches Handeln.

Aus dieser Sicht war es nur konsequent, dass die proCum Cert GmbH (pCC), die als erste konfessionelle Zertifizierungsgesellschaft in kirchlichen Krankenhäusern beider Konfessionen Qualitäts-Audits (Visitationen) durchführte, von Anfang an die Seelsorge in ihre Konzeption einbezog und dem Bereich einen eigenen Fragenkatalog widmete. Er wurde inzwischen mehrfach überarbeitet. Heute deckt er unter anderem die Bereiche Spirituelle Lebens- und Sterbebegleitung sowie Berufsbegleitung ab. Er behandelt die Organisation und die Angebote der Seelsorge, das Raumangebot und sehr ausführlich die Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde. Zweierlei machte die Zertifizierung des Bereichs „Spiritualität“ von Anfang an heikel, zum einem die zwingend notwendig zu ziehende Grenze des persönlichen Gewissens, zum andern der technische Checklisten-Stil des Fragenkatalogs.

Bei der Visitation geben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Leitungsverantwortliche Auskunft darüber, wie sie das spirituelle Angebot erleben. Das Gespräch tangiert damit ganz von selbst den sensiblen Bereich der persönlichen Religiosität mit ihren positiven Erfahrungen, aber auch Zweifeln und inneren Widerständen. Es tangiert die eigenen moralischen Wertvorstellungen, ihre Nähe oder Distanz zur kirchlichen Morallehre, zur Dienstgemeinschaft mit ihren Vorgaben. Ins Spiel kommt auch und sehr deutlich die Kultur und Philosophie des Hauses,

für die die Seelsorge ein mehr oder weniger integraler Bestandteil ist. Kurz, das Gespräch kommt ganz nahe an die Gewissens- und Intimsphäre der Person. Diese aber ist für die Visitation bzw. den Visitor ein Tabu. Aus diesem Bereich Auskünfte zu erlangen, mag noch so verlockend und aufschlussreich sein, er ist verschlossen. Über ihn verfügt die Person selbst und nur sie allein.

Auf diese Problematik hat pCC ebenfalls früh reagiert und die ersten Visitoren neben der regulären Qualitätsmanagement-Ausbildung ein spezielles Training absolvieren lassen. So wichtig die Optimierung von Strukturen und Prozessen auch in der Seelsorge ist, sie kann nicht um jeden Preis geschehen.

Das pCC-Handbuch dient als Gesprächsgrundlage und zugleich als interner Handlungsleitfaden. Nach den genannten Bereichen gegliedert werden ca. 140 Fragen formuliert. Dass diese zumeist organisatorischer oder eher technischer Natur sind, ist hinsichtlich des Schutzes der Gewissens- und Intimsphäre eher beruhigend, trotzdem stellt sich die Frage, ob Seelsorge mit diesem detailreichen Fragenkatalog wirklich adäquat erfasst ist. Die Fülle der Fragen regt zum Checken und Ausfüllen, zum „Erledigen“ an. Es ist schwer vorstellbar, dass sich ein Qualitätszirkel zu einer lebhaften, kreativen Auseinandersetzung mit dem Thema Spiritualität eingeladen fühlt.

Eine Alternative bietet der Qualitätsansatz ProPsychiatrieQualität, der dem gesamten Qualitätsmanagement eine Wertematrix zugrunde legt. PPQ ist eine gemeinsame Initiative des Bundesverbandes evangelischer Behindertenhilfe e. V. (BeB) und des Fachverbandes Psychiatrie in der Caritas e. V. (PiC). Diesen Werten, die übrigens träger- und einrichtungsspezifisch je nach Leitbild variieren können, werden konkrete Praxisfelder zugeordnet. Die Menschen in den Einrichtungen können auf dieser Basis selbst ermitteln, was eine Wertvorstellung für sie bedeutet und welche praktischen Handlungsoptionen daraus folgen. Sie selbst können sagen, welche religiöse Begründung sie hinterlegen bzw. wie ihr Sinnhorizont aussieht. Die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Fachkrankenhäuser für Suchtkranke (AKF) hat diesen Ansatz übernommen und für den Bereich der Suchtkrankenhilfe modifiziert, mit Erfolg.

Die Matrix bietet eine wunderbare Chance für die Verantwortlichen, MitarbeiterInnen und Seelsorger eines Hauses, Leitbild der Einrichtung und berufliche Praxis zu verbinden. Die Professionellen bekommen die Möglichkeit, ihre ethische Grundhaltung und ihre fachliche Kompetenz einzubringen, zu reflektieren und zu moralisch verantwortbaren Handlungsoptionen zu kommen. Die Matrix „lebt“ vom Vertrauen, dass Menschen zur Verantwortung willens und in der Lage sind. Und sie befähigt zur Verantwortung. Zugleich weckt sie Kreativität. Sie macht Mut, Werte im eigenen Alltag zu entdecken, als ver-

bindliche Orientierung zu formulieren und sich selbst darauf zu verpflichten. Der Glaube stellt diesen Prozess in den Sinnhorizont des Reiches Gottes, das hier und heute seinen Anfang nimmt, dessen Vollendung aber getrost dem „größeren Gott“ überlassen bleiben darf.

Trotz der kritischen Anfragen wird man heute ein positives Fazit des Qualitätsmanagements ziehen dürfen. Dort, wo es nicht einzelnen „Beauftragten“ allein überlassen wurde, sondern zum Ausgangspunkt einer umfassenden Organisationsentwicklung genutzt wurde, konnte auch die Seelsorge zu einem integralen Bestandteil der Organisation des Krankenhauses – und im Krankenhaus – werden. Stärken und Schwächen anschauen, analysieren, bewerten und mit Zielen versehen, das bringt beide weiter, die Seelsorge und damit das ganze Haus. Sie müssen sich auch nicht fürchten, wenn sie künftig verpflichtet werden, die Ergebnisse zu veröffentlichen. Die Gesundheitsreform sieht vor, dass Krankenhäuser bis zum 31. August 2005 den Krankenkassenverbänden Qualitätsberichte abliefern. Manche stellen sie bereits jetzt freiwillig ins Internet. Transparenz schafft Vertrauen. Und Vertrauen ist schon heute das wichtigste „Kapital“.

3. Benchmarking: Was lassen wir uns die Seelsorge kosten?

Wie gut ist die Seelsorge organisiert? Das war und ist die Leitfrage im Qualitätsmanagement. Wie gut sie finanziert ist, bleibt dabei zunächst noch offen. Diese Frage stellt man sich inzwischen ganz konkret im Benchmarking.

Der Selbstvergleich mit dem Branchenbesten ist in der Wirtschaft seit vielen Jahren bekannt und praktiziert. Nicht immer erfolgt er nur aus eigenem Antrieb. Mitunter sind es die Hersteller komplexer Industrieprodukte, z. B. in der Automobilindustrie, die ihre Zulieferer auffordern, Auskunft über ihre Marktposition und ihren Unternehmenswert zu geben. Benchmarking-Kennzahlen sind im Wettbewerb, insbesondere auf gesättigten Märkten, zum zentralen Steuerungsinstrument geworden. Sie geben an, wann Einsparungen vorgenommen werden müssen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, aber sie bieten auch Indikatoren, wo diese Einsparungen am besten vorgenommen werden können, wenn man die bestehende Marktposition nicht unnötig gefährden will.

Auch in den kirchlichen Raum hat das Benchmarking inzwischen Eingang gefunden. In Zusammenarbeit mit der Unternehmensberatung Roland Berger hat der Verband der Diözesen Deutschlands (VDD) kürzlich ein branchenübergreifendes Benchmarking für Krankenhäuser sowie Einrichtungen der Altenhilfe und Behindertenhilfe durchgeführt. Kirchliche Häuser stehen im Wettbewerb mit kommerziellen Anbietern. Diese altbekannte Tatsache wird nun untermauert mit konkreten Zahlen, die Chancen und Risiken belegen.

Ebenso haben die öffentlichen Kostenträger das Benchmarking entdeckt. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Sozialhilfeträger (BAGÜS) hat bereits eine bundesweit flächendeckende Untersuchung in Auftrag gegeben und veröffentlicht. Der Kennzahlenvergleich der Träger der überörtlichen Sozialhilfe 2001/2002 gibt Aufschluss über Entwicklungen in den Bereichen Wohnen und Werkstätten für Menschen mit Behinderungen. Er zeigt Faktoren auf, die auf die Ausgaben für die stationäre Eingliederungshilfe direkt Einfluss nehmen. Die Studie untersucht den Zusammenhang von Bevölkerungszahlen und Platzzahlen im stationären Wohnen, und sie geht der Wechselwirkung zwischen ambulant betreutem Wohnen und stationärem Wohnen nach. Man betont den Vorrang ambulanter Wohnformen mit dem Ziel, Wohnformen vorzuzahlen, die bedarfsgerecht – und zugleich kostengünstig sind.

Es gibt daher gute Gründe, dass sich die Fachverbände für Behindertenhilfe und Psychiatrie in Caritas und Diakonie mit den Steuerungsmöglichkeiten des Benchmarkings auseinander setzen und ihren Einrichtungen und Diensten Möglichkeiten des Kennzahlenvergleichs anbieten. Eine gemeinsame Initiative des Fachverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V. (CBP) und des evangelischen Verbandes BeB befindet sich in der Entwicklung. Ab Frühjahr 2006 erhalten Einrichtungen und Dienste ein bundesweit flächendeckendes Angebot zur Erhebung und Auswertung ihrer spezifischen Unternehmensdaten. Strukturdaten und betriebswirtschaftliche Daten, Angaben zum Personal, zu Immobilien und Ausstattungen bilden die Grundlage der Erhebung, ergänzt um Angaben zu Konzeption, Image und christlichem Profil.

Seelsorgerische Begleitung der Bewohner und Mitarbeitenden braucht Rahmenbedingungen. Spirituelle Angebote setzen eine räumliche Ausstattung und personelle Ressourcen voraus. Sie anzubieten und in Anspruch zu nehmen, bindet Zeit. Sie immer wieder hineinzunehmen in konzeptionelle Überlegungen setzt Aufmerksamkeit bei den Führungskräften voraus. Dieses alles wiederum setzt Reflexion voraus, die nicht in der Alltagsarbeit geschieht, sondern eher in so genannten Auszeiten, Exerzitien oder Fortbildungen. Seelsorge ist eindeutig ein Kostenfaktor. Benchmarking macht transparent, was sie einen Träger kostet – und was er sie sich kosten lässt. Aber es weist nicht nur in Euro und Cent aus, was sie ihm „wert“ ist, sondern auch aus welchen Quellen die Mittel stammen. Zuschüsse der Diözesen, Spenden, Sachmittel, ehrenamtliches Personal, dies alles bildet zusammen den Ressourcenpool, der Seelsorge erst ermöglicht.

Der Blick auf die Finanzen muss den Blick auf das Proprium der Einrichtungen nicht verstellen, im Gegenteil. Das Spendenaufkommen aus der Pfarrgemeinde bei-

spielsweise ist ein guter Indikator dafür, ob und wie sehr, die Einrichtung als „kirchlich“ wahrgenommen wird. Spenden aus der Gemeinde deuten an, wie viel oder wenig eine Einrichtung im Kontakt mit Nachbarn, Vereinen und Firmen pflegt. Anders gesagt, wo sie im Hinblick auf Integration und Teilhabe steht.

4. Seelsorge „einkaufen“ – mit dem Persönlichen Budget?

Seit der Einführung des SGB IX besteht für Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit, ihre Rechtsansprüche in Form von Geldleistungen anstatt der bisherigen Sachleistungen wahrzunehmen (§ 17 Abs. 2–4). Das SGB XII bestätigt in § 57 diese Möglichkeit. Eine Budgetverordnung beschreibt das Verfahren der Bedarfserhebung mit einer Zielvereinbarung und der Festlegung bestimmter Maßnahmen. Gegenwärtig befindet sich das Persönliche Budget bundesweit in Modellregionen in der Erprobung. 2007 soll die Testphase abgeschlossen sein. Viele Fragen sind noch offen, manche gar nicht gestellt. Was wird aus der Seelsorge, wenn das Persönliche Budget zur Standard- und die Sachleistung zur Ausnahmeregelung werden sollte?

Der Mensch mit Behinderung hat schon jetzt die freie Wahl in der Wahl seines Anbieters. Wird er ein konfessionelles Haus wählen? Wenn ja, warum? Wenn nicht, was dann? Man stelle sich vor, es gäbe in einer Einrichtung ein vielfältiges seelsorgerisches Angebot – aber keine Nachfrage. Würde man das Angebot reduzieren oder ganz zurückziehen? Verschwindet das Flammenkreuz von der Tür? Und die Kreuze aus den Räumen? Gibt sich die Einrichtung „neutral“ wie andere Wettbewerber auch? – Das Gedankenspiel zeigt, wo die Logik von Angebot und Nachfrage an ihre Grenze kommt. Wird Seelsorge als „Produkt“ definiert, d. h. als Angebot, das je nach Nachfrage bereitgestellt wird oder auch nicht, gerät das kirchliche Profil unter Druck. Spiritualität und Seelsorge können nicht dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage untergeordnet werden. Sie muss – in der Logik des Qualitätsmanagements – als Struktur- und Prozessmerkmal definiert und gelebt werden.

Seelsorge gehört in den Kontext z. B. von Personalentwicklung, Forschung und Entwicklung, strategischer Planung, d. h. all den Faktoren, die eine erfolgreiche Unternehmensführung überhaupt erst ermöglichen. In diesem Konzert aber hat sie eine ganz besondere Funktion. Sie steht dafür ein, dass nicht der Profit, sondern der Mensch der Zweck des unternehmerischen Handelns ist und bleibt. Sie fordert ein, dass die Ziele einer Einrichtung, die konzeptioneller, personal- und finanzwirtschaftlicher Art sind, diesem letzten Zweck zu- und untergeordnet bleiben.

5. Dienstleistungsunternehmen und Communitio

Seelsorge kann und muss daran erinnern, dass der Mensch mit Behinderung zwar viele Rollen hat, als Nachfrager, Kunde und Bewohner, dass er aber vor allen Dingen Mensch ist. Ausgestattet mit einer unverfügbaren Würde sehen wir in ihm Gottes Ebenbild, die Schwester und den Bruder. Die Einrichtung wird auf diese Weise als Communitio verstehbar, als eine Gemeinschaft von Menschen, die sich von Gottes Heilzusagen getragen wissen. Diese Communitio ist mehr als die Dienstgemeinschaft. Sie gibt der Dienstgemeinschaft überhaupt erst ihren theologischen und spirituellen Sinn.

Dienstleistungsunternehmen und Communitio beschreiben einen Spannungsbogen, der im Alltag nur zu oft als Spagat empfunden wird. Seelsorge kann an dieser Stelle sensibilisieren und entlasten. Communitio ist kein Projekt, das geplant und umgesetzt werden könnte. Sie ist keine Messlatte für Erfolg oder Misserfolg. Sie beschreibt den Sinnhorizont des Lebens und Arbeitens in einer kirchlichen Einrichtung. Sie gelingt einmal mehr und einmal weniger. Sie bleibt aber stets der Fluchtpunkt des Handelns.

Sich als Communitio verstehen heißt, offen zu sein für Menschen und Situationen, gerade dann, wenn andere „dicht“ machen. Communitio heißt, einsteigen für Menschen, für die sich keiner interessiert – Anwalt sein. Konkret stellt sich beispielsweise die Frage, was geschieht, wenn das Persönliche Budget nicht reicht. Was tun, wenn kommerzielle Anbieter kein Interesse haben, einen solchen unattraktiven Kunden zu bedienen? – Kirchliche Einrichtungen brauchen finanzielle Spielräume, auch und gerade dann, wenn öffentliche Mittel weniger werden oder gar nicht zur Verfügung stehen. Kirchliche Einrichtungen sind Anwalt und Dienstleister. Und weil dem so ist, müssen sie auch Solidaritätsstifter sein.

6. Anwalt, Dienstleister und Solidaritätsstifter

Der Anspruch, immer mehr Leistungen auf fachlich höchstem Niveau bei immer weniger öffentlichen Mitteln zu erbringen, wird von vielen Leitungsverantwortlichen als Quadratur des Kreises erlebt. Mehr denn je sind Einrichtungen auf unternehmerisches Denken angewiesen, d. h. auf Kreativität im Umgang mit knappen Ressourcen. Aber sie sind auch auf Solidarität angewiesen, auf Menschen, die Kompetenzen, Zeit und finanzielle Mittel einbringen. Nun hat es diese Praxis in den Einrichtungen der Behindertenhilfe immer schon gegeben. Es wird kaum ein Sommerfest stattfinden, das ohne Sachspenden von Firmen oder ohne tatkräftige Unterstützung von Vereinen am Ort durchgeführt wird. Neu ist eher die Einsicht, dass dieser unspektakuläre Einsatz eine zentrale und unverzichtbare gesellschaftspolitische Bedeutung hat.

Kirchliche Einrichtungen gewinnen Reputation und Vertrauen, wenn sie ihr Geschäftsgebaren offen legen, wenn sie transparent machen, wie sie wirtschaften, wenn sie nachweisen, dass sie die ihnen anvertrauten Ressourcen – uneigennützig – im Interesse der Menschen in der Einrichtung einzusetzen verstehen. Sie schaffen damit die Voraussetzung, dass man sie bereitwillig und großzügig unterstützt.

Einrichtungen tun gut daran, das solidarische Potenzial in ihrem Umfeld zu pflegen und zu entwickeln. Eine besondere Rolle spielt dabei die Pfarrgemeinde am Ort. Teilhabe kann überall geschehen, im Kontext der kirchlichen Gemeinde bekommt sie im Sinne der oben genannten Communitio jedoch eine besondere Note. Gott hält für jeden Menschen eine ganz besondere Lebens- und Liebesgeschichte bereit, auch und gerade für die Menschen, die mit einer Behinderung leben. Die Behindertenpastoral ist Expertin für diese besondere Art der Gotteserfahrung. Sie konfrontiert uns mit der fremden, unverständlichen Seite des biblischen Gottes, den wir ansonsten in Theologie und Kirche so gut wie nie antreffen. Die Gemeindepastoral könnte dieser Fundus an gelebten Glaubensgeschichten sehr bereichern, zumal der „liebe Gott“ ohnehin vielen Menschen fremd geworden ist. Gemeinsame Teilhabe an einem Brot, an einem Wort, an einem Glauben – auf dieser Grundlage würde spürbar, dass auch Teilhabe mehr ist, als das, was ein SGB IX beschreibt. Der Teilhabegedanke hat eine Heimat in der Katholischen Soziallehre. Sie fordert von jeher „Partizipation“ der Arbeiter, der Armen und Benachteiligten und der Entwicklungsländer. Partizipation steht seit Papst Johannes XXIII. für den Zugang zu Gütern, Bildung und politischen Rechten. Der Horizont ist das „Leben in Fülle für alle!“ – Sie kann uns auch heute noch inspirieren.

Kontakt: Ursula.Wollasch@caritas.de

**Dr. Ursula Wollasch ist Geschäftsführerin des Bundesverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie*

Soziale Sicherheit – ein vergessenes Menschenrecht

Andreas Lob-Hüdepohl*

Vielen gilt der bundesdeutsche Sozialstaat als Luxus einer Wohlfahrtsgesellschaft, deren Niveau sozialer Absicherung privater Lebensrisiken wie Erwerbslosigkeit, Krankheit, Alter und Armut überzogen ist. Dabei wird gelegentlich vergessen, dass ein nicht unwesentlicher Teil sozialstaatlicher Leistungen lediglich der Rücklauf von Ansprüchen ist, die zuvor durch die Abgaben aus eigener Erwerbsarbeit erworben wurden. Noch mehr vergessen wird, dass soziale Sicherheit ein Menschenrecht mit langer Tradition ist. Es setzt in grundlegender Weise staatliche Gewährleistungspflichten mit der persönlichen Eigenverantwortung in Form individueller Selbstvorsorge wie Solidarität für andere ins rechte Verhältnis.

Objektive Sicherung und subjektive Sicherheit

Sicherheit ist ein elementares Grundbedürfnis. Sie umfasst Freiheit von Furcht vor krimineller oder auch materieller Bedrohung, Schutz vor Beschädigung und Missachtung der leiblich-seelischen Integrität, Ordnung im Sinne einer verlässlichen Konsistenz der Lebenswelt, Vertrauen in die Zukunft usw.

Solche persönliche Sicherheit sollen staatlich organisierte bzw. geförderte Systeme sozialer Sicherung mit gewährleisten. In Deutschland bilden sie zwei Säulen: *primäre* Sicherung ist die individuelle Daseinsvorsorge über Familie, Erwerbsarbeit und Eigentum; *sekundäre* Sicherung bieten die verschiedenen Sozialversicherungen (z. B. Rentenversicherung) oder die staatliche Fürsorgeleistung der Sozialhilfe. Der Vorrang individueller Sicherung hat moralisch gute Gründe: Die Erstzuständigkeit für die persönliche Daseinsvorsorge ist Ausdruck einer menschenwürdigen Lebensführung, in der jeder Mensch Subjekt seiner Lebensgeschichte werden kann – und nicht zum bloßen Objekt fremder Unterstützungsleistung degradiert sowie von solchen Abhängigkeiten gesteuert wird. Die andere Seite sozialer Sicherheit durch institutionelle Sicherungssysteme ist die subjektive Sicherheitsbefindlichkeit jedes Einzelnen. Sie steht für das Gefühl von „Beruhigung und Geborgenheit“ (F.-X. Kaufmann) eines Menschen, das für seine selbstständige Lebensführung unverzichtbar ist. Es reicht nicht aus, um vorhandene Systeme sozialer Sicherung objektiv zu wissen. Menschen müssen subjektiv davon überzeugt sein, dass sie verlässlich und zukunftsfest sind. Beide, objektive Sicherung wie subjektive Sicherheit, sind basale Voraussetzungen für eine selbstbestimmte und eigenverantwortliche Lebensführung.

Das Menschenrecht auf soziale Sicherheit

In diesem Sinne ist soziale Sicherheit ein Menschenrecht. Menschenrechte garantieren nicht das Gelingen persönlicher Lebensführung. Menschenrechte weisen lediglich solche Rechte aus, die elementare Bedingungen der Möglichkeit menschenwürdiger Lebensführung darstellen. Als vorpositive Rechte stellen sie unbedingte moralische Forderungen an die Ausgestaltung jeder staatlichen Rechtsordnung. Wie eine Rechtsordnung Menschenrechtsforderungen als Abwehrrechte oder als Verschaffungsansprüche organisiert, liegt im Gestaltungsspielraum jedes Staates. Menschenrechtsethisch ist nur erheblich, dass er sie gewährleistet. Natürlich kann der Staat seinen Bürgern niemals ihre subjektive Sicherheitsbefindlichkeit verschaffen. Verschaffungsansprüche bestehen lediglich bezüglich der Systeme objektiver Sicherung. Der menschenrechtliche Aspekt subjektiver Sicherheitsbefindlichkeit zeigt sich vielmehr als Abwehrrecht: So darf der Staat keinesfalls das Vertrauen in die persönliche Altersabsicherung etwa durch eine sprunghafte und unberechenbare Rentenpolitik fahrlässig gefährden.

Soziale Sicherheit umfasst primäre und sekundäre Sicherung

Das deutsche Recht bringt das Menschenrecht sozialer Sicherheit unterschiedlich zur Geltung: etwa als Staatsfundamentalnorm (Art. 20 Abs. 1 GG, Art. 28 Abs. 1 GG) oder als besondere Schutz- und Förderungspflicht von Ehe und Familie (Art. 6 GG). Die staatliche Gewährleistungspflicht beginnt nicht erst mit der Organisation kollektiver Systeme *sekundärer* Sicherung, sondern schon mit Schutz und Förderung *primärer* Daseinsvorsorge. Während Familie und Eigentum unmittelbar grundgesetzlich geschützt sind, besitzt das Menschenrecht auf (Erwerbs-)Arbeit auf Grund seiner schwierigen Justizibilität den Status einer Staatszielbestimmung (vgl. Art. 7 Abs. 1 Verfassung des Freistaates Sachsen). Auch das ist nicht wenig: Staatszielbestimmungen müssen als zentrale Kriterien für die Gestaltung aller Bereiche von Politik und Gesellschaft beachtet werden.

Das Menschenrecht auf soziale Sicherheit steht an der Wiege modernen Menschenrechtsdenkens. So stellt die französische *Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers* von 1789 die Sicherheit gleichberechtigt neben Freiheit und Eigentum: „Diese [Menschen-]Rechte sind

die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit, der Widerstand gegen Unterdrückung.“ (Art. 2) Schon in der ersten Verfassung der Französischen Republik von 1793 wird Sicherheit konkretisiert: „Sicherheit beruht auf dem von der Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder zugesprochenen Schutz für die Erhaltung seiner Person...“ (Art. 8); „Die Gesellschaft übernimmt den Unterhalt der ins Unglück geratenen Bürger, sei es nun, dass sie ihnen Arbeit gibt oder denjenigen, welche arbeitsunfähig sind, die Mittel ihres Unterhalts zusichert.“ (Art. 21) In diesem Sinne hält die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 fest: „Jeder Mensch (...) hat das Recht auf soziale Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität, Verwitwung, Alter oder von anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände.“ (Art. 25)

Soziale Sicherheit: Menschenrecht und Menschenpflicht

Menschenrechtsethisch bedeutsam sind zwei konstitutive Verschränkungen: die wechselseitige Verschränkung von Menschenrechten und Menschenpflichten sowie von Freiheit und Sicherheit. Die Gewährleistungspflicht eines staatlichen Gemeinwesens für die Durchsetzung der Menschenrechtsansprüche jedes Einzelnen korrespondiert mit der grundsätzlichen *Menschenpflicht* eines jeden Trägers von Menschenrechten, das ihm Mögliche zur Gewährleistung der Menschenwürde und der Menschenrechte Anderer beizusteuern. Hier gilt eine strikte moralische Reziprozität: Dem persönlichen Recht auf Solidarität durch andere über den Weg gesellschaftlicher Gewährleistung von Freiheit, Gleichheit, Sicherheit, Eigentum usw. entspricht die persönliche Pflicht zur Solidarität für und mit anderen.

Solche Menschenpflicht zur Solidarität beginnt bei der Pflicht jedes Empfängers staatlicher Unterstützungsleistung zur Mitwirkung bei der Überwindung einer prekären Lebenslage (etwa im Sinne des Art. 2 Abs. 2 BSHG). Sie führt auch zur Pflicht besonders Leistungsfähiger, über Steuern und Abgaben aller Art *überproportional* an der solidarischen Stabilisierung und Förderung sozialer Sicherheit für alle beteiligt zu werden. Der moralische Begriff der Eigenverantwortung beschränkt sich nicht auf das Einstehen für das Gelingen der eigenen Lebensführung. Er umfasst gleich ursprünglich das Einstehen für die Belange der Allgemeinheit („Gemeinwohl“). So gesehen kennt die *Verweigerung* von Eigen-

verantwortung für die Gewährleistung des Menschenrechts auf soziale Sicherheit zwei Gesichter: das Gesicht der *Nichtzuständigkeitserklärung* für die eigene Lebensführung sowie das Gesicht der *Nichtzuständigkeitsklärung* für die Belange der Allgemeinheit.

Freiheit und soziale Sicherheit – kein Gegensatz ...

In ähnlicher Weise verschränkt sind persönliche Freiheit und soziale Sicherheit: Persönliche Freiheit besteht nicht nur in der Abwesenheit einer äußeren Bestimmung des eigenen Entscheidens und Lebens. Persönliche Freiheit ist immer eine Freiheit für einen Handlungs- und Lebensentwurf und damit für ein Geflecht sozialer Beziehungen, in denen allein der höchstpersönlich gewählte Lebensentwurf gelingen kann. Solche *positive* Freiheit ist aber auf verlässliche, planbare, in ihrer Entwicklung überschaubare und in diesem Sinne *subjektiv sichere* Rahmenbedingungen angewiesen. Die Zurückhaltung bei der Familiengründung, die in Widerspruch zum ungebrochenen Wunsch vieler junger Erwachsenen steht, kann diesen Zusammenhang illustrieren. Umgekehrt werden verlässliche



Rahmenbedingungen nur dort als *subjektive Sicherheit* und nicht als beengender Zwang erlebt, wo sie als strukturelle „Haltegriffe“ persönlich verantwortete Lebensführung freisetzen.

Das Menschenrecht auf soziale Sicherheit verspricht kein Vollkasko gegen alle erdenklichen Lebensrisiken. Dies wäre nicht nur in hohem Maße unrealistisch und damit unverantwortlich. Es würde auch die Kreativität und darin das überraschend Neue menschlicher Lebensführung und Lebensgeschichte still stellen. Soziale Sicherheit will aber solche strukturellen Verlässlichkeiten stärken, die zum Wagnis persönlicher Lebensführung in riskanten Zeiten ermutigen und befähigen. Damit ist soziale Sicherheit ein Nachhaltigkeitsfaktor personaler Freiheit, die sich in gerechten und solidarischen Netzen der sozialen Welt lebensgeschichtlich herausbilden kann.

Kontakt: lob-huedepohl@khsb-berlin.de

*Andreas Lob-Hüdepohl ist Professor für theologische Ethik und Rektor der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin

Auf die Bedürfnisse der Menschen hören! Ein Gespräch mit Professor Wolfgang Schwarzer

Wolfgang Schwarzer lehrt an der Katholischen Fachhochschule in Köln Sozialmedizin und praktiziert als Nervenarzt und Psychotherapeut. In seinen aktuellen Beobachtungen beschreibt er Entwicklungen und Chancen, die sich aus den veränderten Bedingungen im Gesundheitssystem ergeben.

Derzeit vollzieht sich ein deutlicher Paradigmenwechsel. Ein enormer Druck hat sich aufgebaut. Die Sparmaßnahmen im Gesundheitssystem werden zwangsläufig zu einem Qualitätsverlust führen: Pflege zu Dumpingpreisen und schlecht qualifizierte Arbeitskräfte werden im deutschen Gesundheitssystem zunehmend zum Problem. Es wird immer schwerer, unter diesem Druck in seiner Arbeit ein humanistisches oder christliches Weltbild zu erhalten.

Durch die Fallpauschalen ergibt sich die Situation, in der Patienten so schnell wie möglich entlassen werden müssen. Mediziner sprechen dabei oft von *blutigen Entlassungen*. Alte und sozial schwache Menschen sind dabei besonders betroffen. Die Statistiken zeigen, dass viele Menschen wegen der Praxisgebühr bereits

Arztbesuche vermeiden. Es ist jedoch zu vermuten, dass die langfristigen Kosten, die durch vermiedene Arztbesuche entstehen, die kurzfristigen Einsparungen langfristig um ein Vielfaches übersteigen.

Bisher sind alle Sparmaßnahmen mit der Gießkanne über das System verteilt worden – dabei gäbe es durchaus Möglichkeiten, sinnvoll zu sparen. Wir brauchen endlich die Positivisten für wirksame Medikamente. Auch eine Rückbesinnung auf die klassische Schulmedizin wäre sinnvoll. Nur diejenigen Therapien sollten bezahlt werden, deren Wirkung tatsächlich nachgewiesen ist. Ich sehe die Chance einer nachhaltigen Reform der Systeme – die sicher besteht – nur in einem Diskurs mit Ärzten und dem Pflegepersonal. Die Mitarbeiter, die täglich an der Basis arbeiten, haben einen sehr guten Zugang zur Problematik. Der ärztliche und pflegerische Fachverstand scheint mir bei den bisherigen Reformversuchen zu wenig berücksichtigt worden zu sein.

Es ist nicht zu übersehen, dass die soziale Not zugenommen hat. Die Menschen leben heute mit einer Vielzahl von Ängsten und Unsicherheiten. Gleichzeitig sind viele gesellschaftliche Strukturen, die den Menschen



Halt bieten könnten, auf dem Rückzug, Nicht zuletzt die Kirchen haben zu kämpfen.

Der Bürger stellt sich nach meinen Beobachtungen derzeit wenig religiöse und theologische Fragen. Andere Fragestellungen stehen im Vordergrund: nach der Zukunft, der Arbeit, der Rente, den Kindern, dem täglichen Leben. Man bewegt sich auf diesem sehr grundlegenden, Existenz sichernden Niveau. Als ich vor zwanzig Jahren in meinem Beruf angefangen habe, war das noch ganz anders – die berufliche und familiäre Existenz war einfach gesicherter.

In meiner Arbeit beschäftigen mich die Fragen, die über das konkrete Leiden hinausgehen. Ein Beispiel: Ein alter Mensch muss sich körperlich einschränken, vielleicht musste er seine Wohnsituation seinen körperlichen Möglichkeiten anpassen und umziehen. Seelische Probleme tauchen auf. Nun könnte man den Patienten medikamentös behandeln, um die vorhandene Depression zu lösen, und danach eine Psychotherapie anbieten. Vielleicht quälen ihn Sinnfragen, vielleicht kann man ihn bei seiner Suche unterstützen. Ich zeige ihm, dass ich verstehe, dass hinter den konkreten Lebensschwierigkeiten sehr grundsätzliche und sehr existentielle Fragen stehen. In der Realität werden die wahren Probleme aber viel zu selten erkannt. Spezialisten werden aufgesucht, um die Symptome zu behandeln. Eigentlich jedoch wäre der Hausarzt gefragt, um die Lebenssituation

des Menschen sinnvoll in der Therapie zu berücksichtigen. Das Leben braucht Struktur, Klarheit und Einfachheit. Was wir nicht brauchen, sind Reizüberflutung und ständige Überforderung. Eine Reduktion auf das Wesentliche führt zu einer Bereicherung, das sagt auch der Volksmund: „Weniger ist mehr“. Menschen, die keine Arbeit haben, sollten eine für sie sinnvolle und Halt gebende Tagesstruktur haben, mit festen Zeiten und Ritualen.

Auch bestimmte Ordenstraditionen können für Menschen des 21. Jahrhunderts noch wichtige Impulse geben. Ich selbst war zwei Jahre in einem Jesuitennoviziat und besuche seit zwanzig Jahren für eine Woche pro Jahr ein Benediktinerkloster. Ich lasse mich vom Leben der Mönche inspirieren. Auf meinen Vortrags- und Seminarreisen nutze ich jede Möglichkeit, am Stundengebet eines Klosters vor Ort teilzunehmen.

Wenn ich merke, dass da ein Interesse besteht, dann empfehle ich auch meinen Patienten gerne den Aufenthalt im Kloster. Viele Klöster stellen sich der Herausforderung gerne. Besuche im Kloster hat es einerseits zu allen Zeiten gegeben, andererseits ist das aber zur Zeit in – auch junge Patienten nehmen das Angebot gerne an. Das zeigt mir, dass die Menschen auf der Suche sind, aber auch, dass ich als Therapeut sehr viel Behutsamkeit walten lassen muss.

Aufgezeichnet von Andreas Bergheim



SONDERTEIL – XX. WELTJUGENDTAG 2005 KÖLN

Bereits in dieser Ausgabe von Behinderung und Pastoral können die folgenden Schlaglichter einen Vorgeschmack auf die barrierefreie Gestaltung des XX. Weltjugendtags geben. Einem programmatischen Statement anlässlich der Pressekonferenz „Weltjugendtag und Barrierefreiheit“ folgen Beiträge zu unterschiedlichen Aktivitäten von und für Menschen mit Behinderung auf dem Weltjugendtag. Wer

sich ausführlich mit den organisatorischen Hintergründen der barrierefreien Gestaltung beschäftigen möchte, kann unter www.wj2005.de/uploads/media/Projekthandbuch_MmB_Veroeffentlichung.pdf das Projekthandbuch „Weltjugendtag und Barrierefreiheit“ in einer Arbeitsversion einsehen.

Eine Chance sich auf Verschiedenheit einzustellen

Heiner Koch*

Partnerschaftlich für die Barrierefreiheit

Dass wir heute davon sprechen, dass der XX. Weltjugendtag 2005 in Köln und das Thema Barrierefreiheit Hand in Hand gehen, verdankt sich Entwicklungen vor allem der letzten 25 Jahre, in denen Kirche und Gesellschaft einen Lernprozess durchlaufen haben, an dessen Anfang ein Eklat stand. Die Eröffnungsveranstaltung des Internationalen Jahres der Behinderten 1981 blockierte eine „Aktionsgemeinschaft gegen das UNO-Jahr“ – die rollstuhlfahrenden Aktivisten protestierten dagegen, dass dieses UNO-Jahr weitgehend von Nichtbehinderten für Behinderte vorbereitet war.

Fast zwanzig Jahre später wurde 2003 das so genannte Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung begangen. Oftmals ist davon die Rede, die Veränderungen, die zwischen 1981 und 2003 stattgefunden haben, als Paradigmenwechsel zu bezeichnen. Standen seinerzeit der Fürsorgegedanke, eine Konzentration und Reduktion auf die Behinderung und auf „den Behinderten“ als Objekt der Versorgung im Vordergrund, so hat sich eine Entwicklung vollzogen, Menschen mit Behinderung als Experten in eigener Sache, als Subjekte des Handelns und als gleichberechtigte Partner zu begreifen.

Die Rechte und die Würde jedes einzelnen Menschen

Die Würde und das Selbstbestimmungsrecht von Menschen mit Behinderung sind zentrale Themen auch unseres verstorbenen Papstes Johannes Paul II. gewesen, dessen Pontifikat zeitlich mit dem genannten Paradigmenwechsel zusammenfällt. Er hat die Frage der Behinderung durchgehend als Menschenrechtsfrage aufgefasst hat. Dies wird unter anderem in folgender Aussage deutlich:

„Nur wenn die Rechte der Schwachen anerkannt werden, kann eine Gesellschaft von sich behaupten, auf Gerechtigkeit und Recht gegründet zu sein: Der Behinderte ist keineswegs eine Person, die sich von anderen unterscheidet; indem wir seine Würde und seine Rechte anerkennen und fördern, anerkennen wir und fördern wir die Würde und die Rechte eines jeden einzelnen von uns.“

Das ist eine programmatische Vorgabe. In die gleiche Richtung weisen die Deutschen Bischöfe mit ihrem anläss-

lich des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung 2003 veröffentlichten Wort „unBehindert leben und Glauben teilen“.

Die deutschen Bischöfe wandten sich an die Öffentlichkeit, um wichtige Fragen und Anliegen von Menschen mit Behinderung auch und gerade angesichts der virulenten bioethischen Debatte ins Bewusstsein zu bringen. Ausgehend davon, dass in Deutschland über sechseinhalb Millionen Menschen mit Behinderung leben, ist es ein Anliegen des Bischofswortes, Menschen mit Behinderung mehr Zugang und Beteiligung vor allem auch am kirchlichen Leben selbst zu ermöglichen.

Deshalb appellieren die Bischöfe besonders an die Kirchengemeinden, christlichen Gemeinschaften, Verbände, Räte, Organisationen und Initiativen, die caritativen Werke, Dienste und Einrichtungen, im alltäglichen Zusammenleben Räume eines unbehinderten Miteinanders zu schaffen.

Verstärkung der Selbsthilfe

Die beste Weise des geforderten besseren Zugangs und der besseren Beteiligung von Menschen mit Behinderung sehen die Bischöfe in einer Verstärkung der Selbsthilfe und der Schaffung von Barrierefreiheit gegenüber einer Haltung, die auf einem klassischen – auch in unserer eigenen Kirche und im Bewusstsein vieler Katholiken noch immer virulenten – Helfermodell beruht.

Das Weltjugendtagsbüro weiß sich dem Appell der Deutschen Bischöfe verpflichtet. Unsere Hoffnung ist, dass wir mit der weitgehend barrierefreien Gestaltung des Weltjugendtags selbst ein Zeichen setzen innerhalb des Lernprozesses, auf dem sich Kirche und Gesellschaft seit fast drei Jahrzehnten befinden. Ich schließe mit einem Wort Richard von Weizsäckers: „Behinderung ist eine Herausforderung des Lebens, die sich erleichtern lässt, wenn es uns gelingt zu lernen, wie wir uns auf Verschiedenheit einstellen können.“

**Prälat Dr. Heiner Koch ist Generalsekretär des XX. Weltjugendtags 2005 in Köln und Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im erzbischöflichen Generalvikariat Köln*

Die gehörlose Jugend der Welt trifft sich beim XX. Weltjugendtag

Ralf Schmitz*

XIX. Weltjugendtag in Toronto

Im Jahr 2002 nahm eine Gruppe von ca. 20 jungen Erwachsenen und Jugendlichen am Weltjugendtag in Toronto teil. Die Katholische Gehörlosengemeinde im Bistum Trier hatte die Reise organisiert, einige Jugendliche aus dem Bistum Limburg hatten sich angeschlossen. Unser Ziel: Wir wollten mit anderen gehörlosen Weltjugendtagsteilnehmern in Kontakt kommen. Wir suchten nach entsprechenden Möglichkeiten: z. B. durch eine Anlaufstelle, durch eine gemeinsame Unterbringung in einer Schule, durch geeignete gehörlosenspezifische Angebote. Aus dieser Idee wurde dann nur ein Begegnungsabend in einer Messehalle, von der wir nur zufällig erfuhren. Und trotzdem: Rund 100 junge gehörlose Menschen aus verschiedenen Ländern waren versammelt. Bald schon hatten die jungen Leute das vorbereitete Programm aus den Angeln gehoben. Es gab ein großes Bedürfnis, sich gegenseitig kennen zu lernen und sich auszutauschen, obwohl kaum jemand die Gebärdensprache des anderen verstand. Doch die jungen Leute ließen sich nicht bremsen und kommunizierten miteinander – und es entstand so etwas wie Pfingsten: Man fand füreinander die richtige Sprache. Spontan verabredeten sich viele für

die Vigilfeier, und auch dort unterhielten sie sich stundenlang, und uns wurde klar, dass es in Köln dafür ein adäquates Angebot geben muss.

Grundsätzliche Überlegungen

Im Vorfeld zum Weltjugendtag in Köln erschien in der BuP ein bemerkenswerter Artikel zum Thema „Der XX. Weltjugendtag 2005: Prüfstein und Chance gerechter Beteiligung junger Menschen mit und ohne Behinderung“ (Nr. 4, 23–27) von Dr. Simone Bell-D’Avis und Dr. Marc-Ansgar Seibel: Gleichberechtigte Teilnahme für junge gehörlose Menschen müsse mehr sein als nur die Einblendung von Dolmetschern.

Gehörlose Menschen haben nicht nur eine eigene Sprache, sondern auch eine eigene Kultur und damit auch eine eigene Spiritualität. Beispielsweise wird ein bewegender Taizé-Gesang für junge Gehörlose nicht dadurch zugänglicher, dass er ununterbrochen von einer Dolmetscherin gebärdet wird. Der Übersetzung zuzuschauen ist ermüdend – und bringt nicht im entferntesten das Erlebnis und die Glaubensqualität, die ein hörender Mensch dabei empfindet. Es muss optische Angebote und Visualisierungen geben, beispielsweise einen

(Foto: Ralf Schmitz)



Gebärdenchor. Es müssen andere Formen von Gebet, Meditation, Katechese und Gottesdienstgestaltung entwickelt und erprobt werden.

Selbstbestimmung („Nicht über uns ohne uns“) ist eine Grundvoraussetzung für eine gerechte Teilhabe. Dabei muss akzeptiert werden, dass junge Gehörlose nicht unbedingt die Integration in ihre Lautsprachkultur suchen. Diese Art von Integration „Gehörloser in hörender Umwelt“ erleben sie jeden Tag. De facto empfinden viele Gehörlose diese Art von Integration als eine Separation. Ein internationales Ereignis wie der Weltjugendtag bietet die Chance zu einer anderen Integration: die Integration in die weltweite Gehörlosengemeinschaft – mit unterschiedlichen Gebärdensprachen und Kulturen – mit einer großen Gemeinsamkeit im Lebenswissen und in der Art und Weise, den Glauben zu leben.

Integration bedeutet nicht nur *Teilhabe*, sondern auch *Teilhabe*. Unser Ziel muss es sein, Räume und Situationen zu schaffen, wo gehörlose Menschen sich selbst auch über ihre Herkunftsgruppe hinaus mitteilen können.



XX. Weltjugendtag Köln 2005

Aus diesem Grund hat die Katholische Gehörlosengemeinde zusammen mit dem Verband der Katholischen Gehörlosen Deutschlands das Projekt „Deaf meets Deaf“ gestartet. Der Weltjugendtag hat diese Idee im Rahmen der Begegnungszentren aufgegriffen und unterstützt.

„Deaf meets Deaf“

Ziel dieses Projektes ist es, jungen gehörlosen Weltjugendtagspilgern die Möglichkeit zu bieten, andere junge gehörlose Menschen kennen zu lernen und sich auszutauschen.

Neben den großen geistlichen Angeboten des Weltjugendtags soll es kleinere geistliche Angebote geben, die der Spiritualität gehörloser Menschen entsprechen. Dabei wird es sehr interessant sein, die Ausdrucksformen anderer Gebärdensprachgemeinschaften und -kulturen kennen zu lernen.

„Deaf meets Deaf“ will auch auf hörende Menschen hin integrativ sein: Gäste und Freunde ohne Hörbehinderung sind herzlich willkommen!

„Deaf meets Deaf“ versteht sich als ein Baustein in der Reihe der Angebote und Initiativen für eine gerechte Beteiligung von jungen Menschen mit einer Hörbehinderung.

Realisierung

Im Liebfrauenhaus der Pfarrei Liebfrauen und St. Clemens in Köln-Mülheim wird „Deaf meets Deaf“ seinen Platz haben. Das Team setzt sich zusammen aus der gehörlosen und hörenden Leitung, gehörlosen und hörenden Freiwilligen und Gehörlosenseelsorgerinnen und -seelsorgern, die zeitweilig auch im Zentrum mitarbeiten.

Es gibt verschiedene Angebote (Gebetszeiten in verschiedenen Gebärdensprachen, Gesprächs- und Beichtangebote, ein „Vater-unser-Video-Projekt“, ein Begegnungsfest, einen Gebärdensprachkurs für Hörende und vieles mehr).

Ein Café soll zusätzliche Begegnungsmöglichkeiten schaffen und unkomplizierte Kontakte ermöglichen. Vor allem aber werden die Gäste, die Besucherinnen und Besucher *Deaf meets Deaf* mit Leben erfüllen und so deutlich machen, dass die Sprachen und Kulturen gehörloser Menschen auch in der katholischen Kirche ihr Recht und ihren Platz haben. Wir freuen uns auf die Begegnungen und auf das, was sich in unserem Projekt beim XX. Weltjugendtag ereignet.

Kontakt: wjt@kkg-trier.de

Weitere Infos zum Projekt: www.kgg-trier.de

*Pfarrer Ralf Schmitz leitet die Fachstelle für die Seelsorge mit behinderten Menschen des Bistums Trier

A Different Insight – Erlebnisse im Dunkeln

Aleksander Pavkovic*

Dunkle Geschäfte für das Verstehen

Wenn von dunklen Geschäften die Rede ist, weckt dies allgemein negative Assoziationen. Auch Wörter wie Dunkelziffer oder der Ausdruck ‚im Dunkeln tappen‘ beweisen, dass das Fehlen von Licht eine gängige Metapher für ungute Gefühle und Unsicherheit ist. Doch die dunklen Geschäfte, denen blinde und stark sehbehinderte Menschen seit Jahren immer häufiger nachgehen, dienen im Gegenteil gerade zur Erhellung einer Lebenswirklichkeit, die vielen Sehenden ungewohnt und bedrückend erscheint. In Wirklichkeit eröffnen sich jedoch ganz andere und neue Sinneseindrücke, wenn man sich auf das Sehen nicht mehr verlassen kann. Die übrigen Sinne reagieren im Dunkeln stärker als sonst. Die Sensibilität wird gesteigert.

„Warum sollten wir nicht gerade bei einer Veranstaltung mit weltweiter Bedeutung, bei der der Geist für neue Erfahrungen aus dem Glauben heraus sensibilisiert wird, Jugendlichen auch diese Sinneserfahrungen ermöglichen?“ war die Leitfrage einer Besprechung von Jugendreferenten deutschsprachiger katholischer Blindenvereinigungen im deutschen Sprachraum im Oktober 2004. Ausgehend von Erfahrungen mit solchen Dunkelprojekten gingen wir an die Vorbereitung eines Dunkel-erlebnisses im Rahmen des Weltjugendtages.

Dunkelerlebnisse, Herausforderung für die Sinne

Bereits seit mehr als fünf Jahren finden bei verschiedenen Gelegenheiten so genannte *Dunkelerlebnisse* statt, die meist von den örtlichen Blinden- und Sehbehindertenverbänden organisiert werden. Sehende Besucherinnen und Besucher werden von blinden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern durch völlig abgedunkelte Räume geführt. Dabei ‚begreifen‘ die Besucher die Welt auf eine ganz neue Weise:

Nun sind sie darauf angewiesen, sich ihre Umgebung tastend zu erschließen, mit den Füßen Veränderungen der Bodenstruktur nachzuspüren, die Größe eines Raumes und den Abstand zum Nachbarn durch Hören des Raumklangs und durch den Tastsinn einzuschätzen. Tastbare Landkarten, aber auch banale Alltagsgegenstände wie Spüle und Teller – im Dunkeln muss man sich alles ertasten. Meist schließt sich an einen solchen Dunkelgang oder -pfad auch noch ein Erlebnis für Geruchs- und Geschmackssinn an: In einem Dunkel-Café,

einem „Café Lichtlos“ oder einer „Unsicht-Bar“, wie diese Räume meist genannt werden, bietet sich die Gelegenheit, Getränke und manchmal auch kleine Speisen zu sich zu nehmen und zu bezahlen – alles im Dunkeln, versteht sich.

Bei Veranstaltungen dieser Art hat sich immer wieder gezeigt, welche starke Wirkung von einem solchen Dunkelerlebnis ausgeht: Für einige Minuten können sehende Menschen spüren, welche Herausforderungen sich ergeben, wenn einer der wichtigsten Sinne plötzlich nicht funktioniert. Schwierigkeiten, die blinde Menschen im Straßenverkehr, beim Einkaufen und bei vielen anderen Gelegenheiten auf ihre Art bewältigen müssen, werden nun vorstellbar. Zugleich erfahren sie von den engagierten und freundlichen blinden „Führungskräften“: Das Leben lässt sich auch in ständiger Dunkelheit durchaus gut meistern. Alles, was im Alltag üblicherweise sichtbar ist, muss tast- oder hörbar gemacht werden, von der Ampel bis hin zu Computern, Uhren und Displays von Haushaltsgeräten. Besonders Kinder und Jugendliche geben ihre Erfahrungen im Dunkeln meist begeistert an Gleichaltrige wie auch an Erwachsene weiter und sind so die idealen Multiplikatoren unserer Anliegen.

Beim XX. Weltjugendtag wird eine Gruppe der katholischen Blindenvereinigungen aus Deutschland, Österreich und Südtirol sehende Menschen durchs Dunkel führen. Dass gerade auch blinde junge Menschen in einer Religion Halt und Kraft finden, in der das Licht eines der zentralen Symbole ist, werden Besucherinnen und Besucher unseres kleinen Dunkel-erlebnisses „A Different Insight - Ein andersartiger Einblick“ beim Weltjugendtag erleben können. Im Pfarrzentrum St. Paulus in Bonn-Tannenbusch zeigen wir tastbare religiöse Kunstwerke und berichten aus dem Lebens- und Glaubensalltag eines blinden Menschen. Damit greifen wir ein zentrales Anliegen dieses WJT auf: Barrierefreiheit – gewissermaßen unter umgekehrten Vorzeichen. Denn wo sonst von barrierefreier Gestaltung die Rede ist, sind Erleichterungen für Menschen mit Behinderungen gemeint. Unser Anliegen ist es, Kommunikations-Barrieren abzubauen, zu mehr Verständnis für unsere Bedürfnisse beizutragen und Berührungspunkte beim Kontakt mit blinden und sehbehinderten Menschen zu nehmen – und damit hoffentlich auch mit Menschen mit den unterschiedlichsten Behinderungen.

Das Dunkelerlebnis in Bonn soll aber einmal mehr zeigen, dass Teilhabe von Menschen mit Behinderung nicht nur heißt, dass etwas ‚für die Behinderten gemacht‘ wird, sondern dass diese Menschen selbst ihr Umfeld und ihre Kirche mit gestalten und das kulturellen Leben bereichern.

Wie immer war es schwer, einen Raum zu finden, der sich völlig verdunkeln läßt, denn meist lassen Türen, Fenster oder auch nur ein Lüftungsschacht irgendwo einen schwachen Lichtschimmer durch. Mit Hilfe von Vorhängen, Klebebändern und anderen kleinen Tricks bekommt man solche Probleme in aller Regel in den Griff und kann so dafür sorgen, dass unsere dunklen Geschäfte gelingen. Wir freuen uns auf zahlreiche Besucher aus aller Welt – Blinde, Sehbehinderte und Sehende, damit

sowohl das Motto des Deutschen Katholischen Blindenwerks: „Blinde helfen Blinden weltweit“ als auch „A Different Insight“, Titel unseres Dunkel-Projekts auf dem WJT, mit Leben erfüllt wird.

Kontakt: pavcovic@addcom.de

A Different Insight – Dunkelerlebnis in Bonn-Tannenbusch, Pfarrei St. Paulus, Paulusplatz 16. Führungen im verdunkelten Raum mit maximal 20 sehenden Besucherinnen und Besucher. Geöffnet am 17. August zwischen 14 und 17 Uhr

**Aleksander Pavkovic ist Jugendreferent des Deutschen Katholischen Blindenwerks*

Auf dem Weltjugendtag *Sternstunden* erleben

Geraldine Pucken*

Der XX. Weltjugendtag 2005 ist so konzipiert, dass Menschen mit und ohne Behinderung an allen Veranstaltungen gemeinsam teilnehmen können. Als Ergänzung zu diesem durchgehend integrativen Ansatz wartet in der Koelnmesse ein besonderes Angebot für diejenigen, die einen geschützten Veranstaltungsraum und eine besonders gute Infrastruktur für Pflege und Erholung benötigen. Das Programm *Sternstunden* (in der Halle 3.1 der Kölner Messe) ist speziell für Menschen mit geistiger oder schwerstmehrfacher Behinderung entwickelt worden. An der Vorbereitung der ‚Sternstunden‘ haben unter anderem MitarbeiterInnen des Landschaftsverbands Rheinland, des Diözesan-Caritasverbands für das Erzbistum Köln, der Malteser-Jugend und der Behindertenseelsorge im Erzbistum Köln mitgearbeitet.

In den *Sternstunden* wird mit allen Sinnen gearbeitet und eine einfache Sprache gesprochen. Parallel zum Zeitplan des Weltjugendtags finden im Rahmen der *Sternstunden* Katechesen, Gottesdienste und Kulturveranstaltungen statt. Zentrale Veranstaltungen des Weltjugendtags werden in die *Sternstunden* übertragen. Internationale und deutsche Bands werden Konzerte geben. In verschiedenen Workshops können die Pilger auch kreativen Angeboten nachgehen. Während der Workshops

können Fürbitten entstehen und Sterne gebastelt werden. Es werden Theaterszenen erarbeitet und Bilder gemalt. Im Snoezelraum ebenso wie im Ruheraum kann man sich erholen und in einer benachbarten Kirche kann Stille erfahren werden.

Während der *Sternstunden* sollen viele junge Menschen mit und ohne Behinderung singen, beten, tanzen, Gottesdienst feiern und gemeinsame *Sternstunden* erleben. Die Teilnahme an den Sternstunden ist jederzeit und ohne Voranmeldung möglich. Informationen hierzu gibt es während des Weltjugendtags an jedem Service Center und an jedem Info Counter.

Kontakt: sternstunden@wjt2005.de

Ein Informationsflyer zu den Sternstunden findet sich unter: www.wjt2005.de/uploads/media/Flyer_Sternstunden.pdf

*Geraldine Pucken ist Mitarbeiterin im Weltjugendtags-Büro und koordiniert das Projekt Sternstunden

AUS DER GESELLSCHAFT

Eltern behinderter Kinder auf dem Jakobspilgerweg

Paul Zenner*

Die seelsorgliche Idee

Pilgern ist für einen evangelischen Pfarrer sicherlich nicht das nächstliegende Angebot von Seelsorge. Im Laufe von zehn Jahren Seelsorge in einer Pfarrstelle für Behindertenarbeit schärft sich jedoch die Wahrnehmung am Notwendigen: Gut ist, was die vitalen Kräfte in einem Menschen stärkt. So sind alte Traditionen oft hilfreicher als vermutet, und es macht Sinn und Freude, sie neu zu entdecken und sie den jeweiligen Bedürfnissen der Menschen behutsam zugänglich zu machen.

Es gibt ohne Zweifel eine Innen-Außen-Entsprechung unserer Leib-Seele-Ganzheit: „Zwischen dem Physischen und dem Psychischen besteht eine so enge Verbindung und Wechselwirkung, dass Unordnung in einem Sektor notwendig auf den anderen übergreift. Geist und Leib sind eins. Beides muss für das Wirken Gottes offen, verfügbar sein...“ R. Schutz

Sich äußerlich auf den Weg machen bringt auch innerlich etwas in Bewegung. Beide Seiten stehen in einer Wechselbeziehung, sodass sowohl die eine als auch die andere Seite sich behilflich sein kann. Eltern behinderter Kinder sind aufgrund ihrer häuslichen Situation unterschiedlich schwer belastet.

Oft genug stellt sich die Frage: Wie soll es weiter gehen?

Sich auf einen Pilgerweg zu begeben ist eine gute und bewährte Möglichkeit, Äußeres und Inneres mitein-

ander in Beziehung zu setzen. Der Jakobspilgerweg hat eine große Tradition und ist ein Weg-Symbol. Symbole helfen der Seele, ihre Ordnung zu finden. Viele Generationen sind diesen Weg schon vorausgegangen – ebenso auf der Suche nach Trost und Orientierung.

Das Angebot zu pilgern verstand sich als religiöses Angebot unter einfühlsamer Beachtung der jeweiligen religiösen Herkunft und seelischen Glaubensverfassung. Einige PilgerInnen sind Taizé-erfahren und wissen um den heilsamen Nutzen des behutsamen geschwisterlichen Miteinanders in Glaubensfragen. Andere sind ermutigt mitzumachen und neugierig und bereit, sich auf einen spirituellen Weg zu begeben.

Gemeinsame Vereinbarungen zum geistlichen Leben

- Geistliche Einstimmung auf den täglichen Weg (in Abstimmung mit den PilgerInnen die Morgenlesung aus dem Brevier der Rummelsberger Bruderschaft).
- Die Pilgergruppe versteht sich als Weggemeinschaft im Sinne der Emmausgeschichte (Christus geht mit)
- Gott in allen Dingen entdecken
- Es gibt während des Pilgerns auch Schweigezeiten
- Gegenwärtigsein: mit allen Sinnen bewusst wahrnehmen als geistliche Übung gegen das Zirkulieren der Sorgen und destruktiven Gefühle: Diese wahrnehmen, wenn sie kommen, aber dann loslassen und bewusst

(Fotos: Axel Wellpott)





Gott übergeben mit der Bitte um Verwandlung ...
weitergehen ...)

- Tagesrückblick im Sinne des Gebetes der liebenden Aufmerksamkeit
- Der Pfarrer ist allen PilgerInnen geistlicher Begleiter, ebenso auch die PilgerInnen füreinander.

Unsere Erfahrungen

Die Atmosphäre untereinander war geprägt von einfühlsamem Zuhören, Respekt, Echtheit und dem Vertrauen auf Gottes lebensordnende Kraft im Sinne des Evangeliums.

Die PilgerInnen lebten mit dem täglichen geistlichen Wort als „tägliches Brot“.

Die geistliche Übung des „Sakraments der Gegenwart“ hat jede und jeder für sich immer wieder eingeübt.

Dabei gab es aber auch die Möglichkeit, Probleme anzusprechen, geistliche Begleitung im Gleichschritt, um sie danach, im nächsten Schritt, wieder vertrauensvoll an Gott abzugeben.

Der Pfarrer war allen PilgerInnen geistlicher Begleiter, aber ebenso auch die PilgerInnen füreinander.

Es gab während des Pilgerns unterschiedliche Geh- und Gesprächskonstellationen und ein gutes Gespür dafür, wann es besser ist, sich mit dem Schritttempo auch aus einem Gespräch herauszunehmen und dieses zu einem Zweiergespräch oder zu einen inneren Gebet werden zu lassen.

Dieser Pilgerweg wurde von allen als geistlicher Prozess erlebt, als Erfahrung der eigenen spirituellen Identität, in einer Atmosphäre der „Anwesenheit Gottes“.

Kontakt: PZenner@t-online.de

**Pfarrer Paul Zenner ist zuständig für die Behindertenarbeit des Kirchenkreises an Sieg und Rhein der Evangelischen Kirche*



„Ich bin schön“ – eine vielschichtige Ausstellung in Wiesbaden

Jochen Straub*

In Wiesbaden-Naurod kann der Betrachter tiefer schauen – die Bilder, die hier im Wilhelm-Kempff-Haus hängen, haben zwei Ebenen. Die Ausstellung trägt den Titel „Ich bin schön“ und ist noch bis zum 27. August zu sehen. Körperbehinderte Schülerinnen und Schüler sind dabei zunächst phantasievoll geschminkt zu bewundern. Klappt der Betrachter das Bild auf, wird ein zweites sichtbar – mit dem Alltagsgesicht des Dargestellten.

Die Ausstellung ist das Ergebnis eines gemeinsamen Projektes des Antoniusheims in Hochheim, einer Einrichtung der St.-Josefs-Gesellschaft für Körperbehinderte, und des Referates Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg. Ausgangspunkt war der Fasten-Hirtenbrief 2002 von Bischof Franz Kamphaus zur Würde behinderter Menschen. 25 Schüler verschiedener Religionsklassen im Alter von 15 bis 20 Jahren beschäftigten sich fast ein Jahr mit einzelnen Passagen aus dem Text, beispielsweise mit dem Stichwort „Elternschaft“. Mittels eines eigens entwickelten Fragebogens sprachen sie auch mit ihren Eltern über ihre Behinderung. „Das war für einige das erste Mal überhaupt“, berichtet Referatsleiter Jochen Straub.

Die Jugendlichen setzten sich auch mit der Thematik „Euthanasie“ auseinander. Die Gruppe besuchte die Räume im Keller der Psychiatrischen Klinik in Hadamar, in denen in der NS-Zeit eine Gaskammer eingerichtet worden war. Angeregt und nachdenklich geworden durch diese und andere Stationen des Projekts entstanden „Briefe an Franz“, die von den Schülern anschließend in eine geheime Lade gelegt wurden. Einige dieser Briefe sind zusammen mit einem Antwortschreiben des Bischofs in einem Buch zum Projekt nachzulesen. Es heißt „Menschenwürde auf Reisen“. Ein Abdruck ist in Planung.

Zum Abschluss des Projektes traf sich die Gruppe im Wilhelm-Kempff-Haus, um zwei Tage lang gemeinsam über das Thema „Ich bin schön“ zu arbeiten. Zusammen mit Guido Päßgen, hauptberuflich Maskenbildner am Theater in Mainz, setzten sich die Jugendlichen theoretisch und praktisch mit „Schönheit“ auseinander. „Da verschwimmen Klischees von Schönheit“, bekannte der Maskenbildner, der auch anfängliche „Berührungsgängste“ eingestand. Begleitet wurde die Aktion von dem Fotografen Dieter Bollmann. Die dabei entstandenen Fotos sind jetzt in der Ausstellung zu sehen.

Wilhelm-Kempff-Haus, Tagungsstätte des Bistums Limburg, Geöffnet: montags bis samstags von 8 bis 20 Uhr, sonntags von 9 bis 13 Uhr. Das Haus ist rollstuhlgerecht angelegt.

Ab dem 10. Oktober wird die Ausstellung im Bischöflichen Ordinariat Limburg zu sehen sein. Danach kann sie ausgeliehen werden.

Kontakt: j.straub@bistumlimburg.de

**Jochen Straub leitet das Referat „Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg“*



Den „Tag der Begegnung“ feierten 20.000 Ein Zeichen für Toleranz, Integration und ein fröhliches Miteinander

Achim Hermes*

Bunte Scharen kamen nach Xanten und ließen sich auch vom schlechten Wetter nicht abhalten. Nach Schätzungen der Polizei fanden 20.000 Besucherinnen und Besucher den Weg in den Archäologischen Park am Niederrhein. Der „Tag der Begegnung“ des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) war einmal mehr Deutschlands größtes integratives Fest für Menschen mit und ohne Behinderung. Das Fest wurde in diesem Jahr schon zum achten Mal gefeiert. „Ich freue mich, dass hier die viel beschworene Integration gelebt und gefeiert wird“, sagte Dr. Jürgen Wilhelm, der Vorsitzende der Landschaftsversammlung. „Das Zusammenleben von behinderten und nicht behinderten Menschen sollte eine Selbstverständlichkeit werden, und dazu wollen wir mit diesem Tag gerne beitragen.“

Auch bekannte Persönlichkeiten aus allen Bereichen der Gesellschaft waren gekommen. TV-Moderator Uwe Hübner war da, WDR-Intendant Fritz Pleitgen und noch viele andere Prominente. „Für den WDR ist es eine Selbstverständlichkeit, dass wir uns mit unserem Programm um Dinge kümmern, die der Gesellschaft wichtig sind.“ Der WDR-Chef hatte unter großem Beifall den wichtigsten Sympathieträger des Senders mit auf die Bühne gebracht – die Maus. An den weit über 200 Ständen auf dem Gelände stellten sich Verbände, Gruppen und Vereine vor. Viele kleinere Initiativen prä-

sentierten ihre Inhalte und vieles bot sich zum Mitmachen an. Der Behinderten-Sportverband NRW organisierte mit 500 aktiven Sportlern einen großen Sportpark, es gab einen Learn-and-Fun-Park und viele andere unterhaltende und therapeutische Show- und Aktions-Angebote, die die Besucher in Fahrt brachten. Als musikalische Topgruppe auf einer großen Bühne im Amphitheater spielte die Rockband „BAP“, die trotz des schlechten Wetters ein mitreißendes Programm bot.

Der LVR ist ein Zusammenschluss der Kommunen des Rheinlandes und kümmert sich in deren Auftrag auch um Schulen und Einrichtungen für Menschen mit Behinderung. Der „Tag der Begegnung“ entstand als Antwort auf ein Gerichtsurteil. Ein Gericht hatte vor einigen Jahren festgestellt, dass Behinderte Menschen in der unmittelbaren Nachbarschaft eine Unzumutbarkeit darstellen können. Auch im nächsten Jahr wird es wieder den „Tag der Begegnung“ geben. Am 20. Mai 2006 treffen sich die Integrationsfreudigen in Xanten, um erneut ein Zeichen zu setzen.

Kontakt: presse@lvr.de

**Achim Hermes ist Leiter des Presseamtes des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR)*

(Foto: LVR)



LESERBRIEF

Zum Artikel von Herbert Haslinger, BuP 05 (Themenschwerpunkt „Behinderte Familie“)

In dem Artikel zeigt Professor Haslinger viele Beispiele aus dem (Er-)Leben von Familien mit einem mit Behinderung diagnostizierten Kind auf.

Voll Erstaunen habe ich allerdings seinen Umgang mit dem Wort Behinderung in Bezug auf den Menschen und seine Familie zur Kenntnis genommen. Einerseits wird von ihm betont, dass eine gewisse Sensibilität der Sprache zweifelsohne richtig und notwendig ist. Im nächsten Schritt stellt er jedoch schon die Behauptung auf, dass die heutigen in der Heilpädagogik viel verwendeten Aussagen wie: „Menschen mit Behinderung“, „mit Behinderung lebende Kinder“ etc. durchaus auf subtile Art die Wirklichkeit ausblenden. Reibungslos geht der Autor dann unter dem Aspekt der „Familie als System“ zu der Schlussfolgerung über, dass nicht nur der primär von der Behinderung betroffene Mensch behindert ist, sondern die ganze Familie: die behinderte Familie. An diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen, wurde aus der zuvor in Anführungsstrichen geschriebenen „behinderten Familie“ eine behinderte Familie. Mit diesem erstaunlichen Trugschluss legt Professor Haslinger nicht nur das mit Behinderung lebende Kind stigmatisch auf seine Behinderung fest, sondern die komplette Familie. Die Familie würde demnach aus dem behinderten Vater, der behinderten Mutter, den behinderten Geschwistern plus

dem primär von der Behinderung betroffenen Kind bestehen.

Es sei hier angemerkt, dass die Bezeichnung „Kinder mit Behinderung“ nichts mit Beschönigung und Schönrederei zu tun hat, sondern lediglich den Respekt vor der Person „hinter der Behinderung“ erkennen lässt.

Auch wenn Leben mit einer Behinderung nicht immer einfach ist und alle Familienmitglieder davon durchaus tangiert sind, so sind weder die Familie als System noch die einzelnen Familienmitglieder behindert. Wo bleibt hier die vom Autor zuvor angesprochene Sensibilität der Sprache?

Wenn man den Überlegungen von Professor Haslinger konsequent folgt, so müsste zukünftig auch die demenzkranke Familie, die krebskranke Familie, die aids-kranke Familie etc. im Sprachschatz Niederschlag finden, obwohl lediglich ein Familienmitglied betroffen ist.

Wenn der Autor von behinderten Familien spricht, so ist das nicht lebensweltnah, sondern eine Stigmatisierung, die mit der großen Gefahr einhergeht, nicht nur den Menschen mit Behinderung, sondern seine ganze Familie auf diese Behinderung zu reduzieren.

Dorothea Wolf-Stiegemeyer

TERMINE

Jahreskonferenz 2005 der Diözesan-Seelsorger, Diözesan-Referenten/-innen und Diözesan-Beauftragten in der Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung

Am 14. November 2005 im Haus Hohen Eichen, Dresden

Fortbildung für Psychiatrieseelsorger/innen in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Thema: Schuldgefühle; Schuld – Selbsterfahrungsanteile

Vom 15. bis 18. November 2005 im Haus Hohen Eichen, Dresden, Anmeldung über: Thomas Hiemenz, Referent beim Deutschen Caritasverband e.V., Abteilung Soziales und Gesundheit, Referat Gesundheitshilfe Karlstraße 40, 79104 Freiburg, Tel: 0761/200-381, Fax: 0761/200-609, Email: thomas.hiemenz@caritas.de

BUCHBESPRECHUNGEN

Dorothea Wolf-Stiegemeyer*

Kosack, Gabriele

Am liebsten alle zusammen

Dtv junior, Sept. 2004

176 S., 6,50 Euro

Ab 11 Jahren

Die 11-jährige Leonie schildert das normale Leben in einer außergewöhnlichen Familie.

Die pubertierende 15-jährige Theresa ist die älteste der vier Geschwister. Die beiden Brüder Max und Paul leben mit einer geistigen Behinderung. Der 12-jährige Paul ist seit Kindertagen ein Spielgefährte von Leonie. Er kann süß sein, aber mit seinen vielfältigen verbalen Wiederholungen auch ganz schön nerven. Veränderungen und Emotionen bedeuten für ihn Aufregung, die er durch „Daumenballen-Beißen“ in den Griff zu bekommen versucht. Max mit seinen 14 Jahren versucht cool und lässig zu sein. Dabei ist er oft beleidigend und benutzt besonders in Situationen, in denen er emotional beteiligt ist, viele Schimpfwörter. Der Umgang mit ihm wird durch plötzlich auftretende aggressive Phasen mit intensivem Toben und Zerstören immer schwieriger. Sowohl die Mutter wie auch der von der Familie getrennt lebende Vater sind den Kindern liebevoll und einfühlsam zugewandt.

Als die Situation aufgrund von Max' aggressiven Schüben für die Familienmitglieder unhaltbar zu werden scheint, ziehen Max und Paul nach den Sommerferien in ein Heim für Kinder und Jugendliche mit Behinderung. Aber ist es so wirklich für alle besser, wie Mama betont?

In bildreicher, lebendiger Sprache und einem Schuss Situationskomik wird der normale Alltag sowohl mit seinen liebevollen Erlebnissen wie auch den vielfältigen Erschwernissen geschildert. Da kann der Besuch des Fußballstadions schon mal zu einem Alptraum oder ein Schuhkauf zu einer Odyssee werden.

In einem abschließenden Kapitel informiert die Autorin darüber, was es mit dem Fragilen-X-Syndrom von Max und Paul auf sich hat.

Eine Geschichte, die dem Leben abgesehen wurde: Spritzig, lebendig, empathisch, authentisch ... Sehr lesenswert!

Jan Slepian

Der Sommer mit Alfred

Gebundene Ausgabe – Dressler

Februar 2004, 12 Euro

Im New York des Jahres 1937 finden vier ungleiche Teenager durch den Bau eines eigenen Bootes zu einer

ehrlichen und ungewöhnlichen Freundschaft zusammen. Myron ist der Initiator dieser Aktion. Er möchte endlich frei sein von den Anforderungen seiner weiblichen Familienmitglieder, die ihn als einen Ersatz seines verstorbenen Vaters unendlich fordern. Der wie eine Marionette von seiner Mutter dirigierte 14-jährige mit Cerebralparese lebende Lester wird durch diese Freundschaft selbständiger, selbstsicherer und selbstbewusster. Alfred, der mit geistiger Retardierung und körperlicher Behinderung lebt, scheint mit sich im Einklang zu sein. Er kann ganz im Hier und Jetzt aufgehen, zufrieden mit seinem So-Sein und seinen Interessen. Als vierte im Bunde findet sich der lockere, vorurteilsfreie Energieblitz Claire mit ihren sportlichen Ambitionen und ihrem Faible für Geschichten im Baukeller ein. Einem wunderbaren Sommer zu viert steht nichts mehr im Wege.

In einigen Kapiteln wechselt die Erzählperspektive hin zu Lester, der messerscharf seine Person, die Beziehung zu seiner Mutter und zu seinem Umfeld mit einer Prise Sarkasmus beschreibt. Insgesamt gelingt der Autorin eine sehr gute, glaubwürdige, authentische und niemals voyeuristische Darstellung ihrer Personen, eingebettet in eine eloquent dargebotene Handlung, die eintauchen lässt in diese Welt der Jugendlichen.

Es finden sich kaum Kinder- und Jugendbücher, die so authentisch und empathisch die Gedanken, Gefühle, Handlungen und Erlebnisse von Jugendlichen mit Behinderung wiedergeben und dabei auch noch einen hohen Unterhaltungswert haben.

Gelebte Integration, ohne aufgesetzt oder appellativ zu sein.

Sigrid Graumann, Katrin Grüber, Jeanne Nicklas-Faust, Susanna Schmidt, Michael Wagner-Kern (Hg.)

Ethik und Behinderung

Ein Perspektivenwechsel

Broschiert – 200 Seiten

Campus Verlag, Dez. 2004, 19,90 Euro

Das Buch besteht aus einer Sammlung von Vorträgen der Tagung vom 5./6.12.2003 in Berlin zum Thema: „Differenz anerkennen. Ethik und Behinderung – ein Perspektivenwechsel“.

Die Beiträge setzen sich mit drei Kritikpunkten auseinander, die eines Perspektivenwechsels bedürfen:

Bislang war die ethische Diskussion der modernen medizinischen Forschung und Praxis vor allem durch die Sichtweise nicht-behinderter Menschen geprägt.

Die vorherrschenden sozialen und kulturellen Vorstellungen von Behinderung wurden bisher unzureichend reflektiert.

Manche Ethik-Konzeptionen scheinen den Lebenserfahrungen von Menschen mit Behinderung in extremer Weise nicht gerecht zu werden.

Um dem Anspruch der Festigung eines Perspektivenwechsels gerecht zu werden, wurde ein breit gefächter Zugang mit Artikeln zu Themen aus Ethik, Philosophie, Literatur-, Sozial- und Rechtswissenschaften, Humangenetik, Medizin und persönlicher Lebenserfahrung in diesem Buch zusammengetragen.

Diese Lektüre bietet eine Vielfalt verschiedener Themen, Blickwinkel sowie sich ergänzender und kontroverser Meinungen immer mit dem Anspruch, die Verletzlichkeit des Menschen, die Sorge für andere Menschen und die Anerkennung der gegenseitigen Abhängigkeit in Ethik-Konzeptionen zu berücksichtigen. Eine Sammlung, die Basis für Information und Diskussion sein kann.

Mein stiller Freund

Ab 12 Jahren

192 Seiten, Verlag Carlsen, 14,50 Euro

Lois Lowry verbindet in diesem Buch ihre beiden Interessen, Fotografie und Literatur, zu einem beeindruckenden Werk: Aus alten Photos des beginnenden letzten Jahrhunderts entwickelt die Autorin eine fiktive Story um das Leben von Katy Thatcher und ihrem stillen Freund Jacob.

Rückblickend erzählt Katy, mittlerweile über 80 Jahre alt, Erlebnisse aus ihrer Kindheit als Arzttochter in einem Dorf in Amerika: Die kleinen Alltagsgeschehnisse, Patientenbesuche, Schlittenfahrten, Babys, die im Garten geerntet werden, die erste Tin Lizzy im Dorf... Dieses Buch, bei dem jedes Kapitel mit einem informativem Schwarzweißphoto und Datum eingeleitet wird, ist ein Tagebuch des beginnenden letzten Jahrhunderts mit seinen Klassenunterschieden, seiner Normalität des Alltags, den großen und kleinen Besonderheiten sowie einer faszinierenden Freundschaft.

Jacob ist ein ständig Wollmütze tragender, „gestörter Junge“, über den sich die Mühlenarbeiter lustig machen. Er geht nicht zur Schule, gibt Dingen keinen Namen, sieht andere Menschen nicht an und nimmt doch alles wahr. Er ist jemand, dem „der liebe Gott die Hand aufgelegt hat.“

Die beiden sprechen nicht miteinander stattdessen aber haben sie eine eigene Form der Kommunikation über Geräusche und „Singsang“ gefunden, und so führen Katy und Jacob eine ungewöhnliche, aber besondere Freundschaft.

Eine leise Geschichte, der man gerne folgt, mit einem Schluss, der Hoffnung macht, da es Katy gelingt, Jacob zu verstehen, das Geschehen aufzuklären und für Jacob in Worte zu fassen. Die übrige Umwelt ist jedoch nicht bereit, diesem verstehenden Zugang zu folgen.

Als Buch des Monats Februar 2005 von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet eine empfehlenswerte, anspruchsvolle und doch leicht beschwingte Literatur für einen gemütlichen Lese-Sonntag.

Jacqueline Wilson

Schlafanzug und Schokotorte

Ab 8 Jahren;

Erika Klopp Verlag, Hamburg Herbst 2003

Geb., 128 S., 7,90 Euro

Daisy ist glücklich, in ihrer neuen Schule Freundinnen gefunden zu haben. Mit ihnen bildet sie den ABCDE-Geheimclub.

Amy ist die erste der fünf, die zu einer Übernachtungs-Geburtstags-Party einlädt. Jede Feier bietet kleine Höhepunkte und Besonderheiten. Als letzte hat Daisy Geburtstag und ist sehr besorgt, wie Amy, Bella, Chloe und Emily auf ihre mit schwerer Behinderung lebende 11-jährige große Schwester Lilly reagieren werden. Ein ganz besonderes Problem könnte hierbei die verwöhnte Chloe mit ihren ständigen Gemeinheiten gegenüber Daisy werden. Kein Wunder, dass Daisys Übernachtungsparty so manche Überraschung bereithält.

Daisy ist die Ich-Erzählerin, die die Leserin ihre Erlebnisse und Gefühle hautnah miterleben lässt. Ergänzt wird diese unterhaltsame Erzählung durch die gelungene farbige Illustration von Giulia Orecchia, die Daisys Schilderungen wirkungsvoll unterstreicht.

Ein ansprechendes, kurzweiliges Buch für Mädchen ab 8 Jahren, das altersgerecht die Lebenswelt, Interessen und Sorgen von 2./3.-Klässlerinnen wiedergibt und zusätzlich noch die spezielle Situation der mit Behinderung lebenden großen Schwester authentisch, sensibel und offen integriert.

**Bürgi Alexandra, Franz Susanne, Künzler Andrea,
Wermelinger Regula**
Wer bin ich? Wie bist du? Was ist normal?
**Begegnungen mit Menschen mit geistiger
Behinderung**
 104 Seiten, A4, broschiert,
 19,00 Euro, ISBN 3-03905-143-1

Das Thema „Geistige Behinderung“ als Lehr- und Lernstoff an Schulen!? Dieses ungewöhnliche Projekt, initiiert von insieme, Schweiz, setzt bei Kindern und Jugendlichen an. Integration an der Basis, in den Köpfen und im praktischen Leben junger Menschen.

„Wer bin ich? Wie bist du? Was ist normal?“ ist ein für den Unterricht der 5.–10. Klasse entwickeltes Lernangebot mit verschiedenen Modulen, das Unterrichtshilfen anbietet, um das Thema der geistigen Behinderung aufzuarbeiten.

Die vier Autorinnen haben im Rahmen ihrer Diplomarbeit eine heilpädagogische Rohfassung erarbeitet, die durch Elternsicht und pädagogische Aspekte ergänzt wurde zu einem beeindruckenden Lehrangebot.

In einer Einleitung werden die Idee dieses Lehrmittels, der Aufbau und die didaktischen Ziele kurz vorgestellt.

Die Module A, B und C dienen als Basis für die spätere Integration weiterer frei wählbarer Einheiten. Modul A ermöglicht es dem Schüler, sich selber besser kennen zu lernen. Daran anschließend wird dem Ich ein Du, ein mit geistiger Behinderung lebender Mensch, gegenübergestellt. Das abschließende Basis-Modul C möchte praktische Begegnungen ermöglichen. Hier finden sich viele Hinweise, damit Zusammentreffen in der Praxis gelingen und zu wirklichen ebenbürtigen Begegnungen werden können.

Bei den sich anschließenden Wahlmodulen vermittelt D Informationen über verschiedene Behinderungen anhand von 6 Kurzbiographien. Die folgende Einheit bietet einen geschichtlichen Überblick. Der Titel des nächs-

ten Moduls: „Lebenswertes Leben – ethische Überlegungen“ liefert Denkanstöße zu Ausgrenzung, PND, Abtreibung und Gentechnik. Modul G greift die Themen Intelligenz, Wert des Menschen und Integration auf. Modul H widmet sich dem Thema Familie, und das abschließende Kapitel thematisiert erwachsene Menschen mit Behinderung.

Abschließend finden sich noch einzelne Literaturhinweise für Lehrer, zur Klassenlektüre sowie ein Glossar zum Thema Therapie. Stets ist angegeben, für welche Altersgruppe die jeweilige Einheit vorgesehen ist. Trotz des Bezugs auf die Schweiz kann dieses Heft fast 1:1 in deutschen Schulen umgesetzt werden und dürfte auch für verschiedene integrative Projekte von Bedeutung sein.

Die Einheiten zu dem jeweiligen Thema werden informativ, prägnant und möglichst wertfrei angeboten. Es entsteht ein umfassendes Bild, immer wieder auch mit Hinweisen zu vertiefender Literatur.

Jedes Modul beinhaltet Sachinformationen, Arbeitsblätter, Diskussionsschwerpunkte, Lernziele sowie zusätzliche Kommentare und Ideen für Lehrer. Hier finden sich Anregungen für die Schüler zum Nachdenken, Diskutieren und Selbsterfahrungen Sammeln. Es bietet sich die Chance, eine bisher zumeist „unbekannte Welt“ der Menschen mit geistiger Behinderung zu erschließen und den Blick auf die Vielfalt des Lebens zu erweitern. Ein Werk zum aktiven Abbau von Unsicherheit, Unwissenheit, Ablehnung und Berührungängsten.

*Dorothea Wolf-Stiegemeyer betreut die Internetseite www.muetter.besondere-kinder.de

Impressum

Herausgeber: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Redaktion: Andreas Bergheim (Redaktionsleitung)
 Dr. Simone Bell-D'Avis (Vi.S.d.P.), Diakon Johannes Schmitz
Geschäftsstelle: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz
 Georgstraße 20, 50676 Köln
 Telefon: 0221/27 22 09 00
 Fax: 0221/16 42 71 01
 E-Mail: info@behindertenpastoral-dbk.de
www.behindertenpastoral-dbk.de

Ausgabe: 06/2005; 3. Jahrgang
Bezug: Über die Arbeitsstelle
Titelbilder: Rolf Georg Bitsch, Köln
Druck: Zimmermann GmbH, Medien, Köln

„Behinderung & Pastoral“ erscheint zweimal im Jahr.
Alle Artikel im Internet unter: www.behindertenpastoral-dbk.de

Themenschwerpunkt Heft 07 Arbeitstitel: Barrierefreiheit
Alle Artikel im Internet unter: www.behindertenpastoral-dbk.de

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 1. November 2005

INTERVIEW

DAS LETZTE WORT HAT ...

Pfarrer Rainer Schmidt

– vielfacher Medaillengewinner im Tischtennis bei den Paralympics sowie bei Weltmeisterschaften und Europameisterschaften. Hauptberuflich ist er evangelischer Pfarrer und lebt in Odenthal.

Wie beschreiben Sie Ihren gegenwärtigen Gemütszustand?

Ich bin glücklich.

Welche Bibelstelle ist Ihnen am liebsten?

2. Kor 12,9: „Lass Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Eine Forderung an die Menschen in Ihrer Gesellschaft:

Sich an mindestens zwei der drei wichtigsten Gebote ausrichten: Gott und den Nächsten lieben wie sich selbst.

Welcher Teil Ihres Lebens war für Sie der schwerste?

Jede Zeit hatte Schweres und Tragendes. Trennungserfahrungen und wichtige Entscheidungen bewegen mich am längsten.

Wie verbringen Sie Mußestunden?

Ich döse auf dem Sofa oder höre per Kopfhörer Rockmusik.

Wer hat Sie geprägt?

Viele Menschen, die mich nicht nach meinen Fähigkeiten und meinem Aussehen beurteilt haben (auch wenn sie zuweilen über meine Fähigkeiten gestaunt haben und mich ansehnlich fanden).



(Foto: privat)

Was hat Sie geprägt?

Meine Familie, das Leben im Dorf und meine Schule.

Was sind die Menschen für Sie?

Grund zur Freude und zum Leid.

Wo finden Sie Trost?

Bei Freunden und bei Gott.

Geben Sie Ihrem Glauben eine Farbe:

Gelb.

Wenn Sie an morgen denken, was fällt Ihnen ein?

Wenn ich an morgen denke, fühle ich etwas: gespannte Freude, Neugier, die Hoffnung auf neues Wissen und neue Erfahrungen.

„Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit Sehschädigung

Im Internet:

www.behindertenpastoral-dbk.de

Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

Als Hörkassette: Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei

Graurheindorfer Str. 151a, 53117 Bonn

Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919

Die Bilderserie im Thementeil dieses Heftes entstammt der DVD „Wunden heilen Wunden – Im Kreuz ist Heil, Im Kreuz ist Segen, Im Kreuz ist Fluch“ des Fotografen und Filmemachers Georg Bitsch. Die DVD kann bei der folgenden Adresse bestellt werden: Seelsorge und Begegnung im Paulushaus, Loreleystr. 7, 50677 Köln, www.seelsorge-und-begegnung.de

Bilder auf dem Titel und der Rückseite: Georg Bitsch







06/August 05

Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01, Email: bup@behindertenpastoral-dbk.de
www.behindertenpastoral-dbk.de

